

# Kaukasische Post

Ercheint jeden Sonntag

Preis der Einzelnummer in Tiflis 10 Kop., auswärts 12 Kop.

Bezugspreis in Tiflis: 5 Rub. jährl., 2 Rub. 50 Kop. halbjährl.,  
1 Rub. 25 Kop. vierteljährl. Mit Zustellung durch die Post: 6 Rub. jährl.,  
3 Rub. halbjährl., 1 Rub. 50 Kop. vierteljährl.

Anzeigen: Die Zeile oder deren Raum kostet: vor dem Text 20 Kop.;  
hinter demselben, d. h. im Anzeigenteile 10 Kop. Bei Wiederholung wird  
Rabatt gewährt.

Annahme von Bezugsgeldern u. Anzeigen:  
Tiflis, in der Redaktion.

Von Bezugsgeldern außerdem:

1. v. Bobyleff, Lampenhandlung am Alexander-  
garten.
2. Auffermannsche Niederlage, bei Herrn Schröder  
Sandstraße.

Wladifawka, bei Frau Elisabeth Seidel, Apo-  
thekewarenhandlung d. Herrn G. Seidel.

Baku, bei Herrn Karl Mader.

Die Redaktion befindet sich Golowinsky Prosp.

N<sup>o</sup> 12, Haus Mdiwani, im Hofe.

Sprechstunde der Redaktion täglich von:

6—7 Abends.

Anzeigen von Privatpersonen, Firmen und  
Anstalten, von allen Orten des Auslandes oder  
des Russischen Reiches mit Ausnahme des Kau-  
kasus, welche dort ansässig sind oder ihre Kon-  
tore oder Verwaltungen haben, werden ausschließ-  
lich entgegen genommen im Zentralannoncen-  
bureau des Handelshauses L. & C. Nehl & Co.  
in Moskau, Mjasniktaja, Haus Sitow und in  
seinen Filialen: in St. Petersburg, Morskaja  
11., Warschau, Krakauer Vorstadt 53, Paris  
Place de la Bourse 8., Berlin, Fasanenstraße  
72/73.

N<sup>o</sup> 29.

Sonntag, den 31. Dezember 1906 (13. Januar 1907).

1. Jahrgang.

Inhalt: 1. Politische Rundschau; (Inland und Ausland) 2. Nachrichten aus  
dem Kaukasus; 3. Aus den Kolonien; 4. Die Deutschen in den  
Wolgakolonien; 5. Landwirtschaft und Gartenbau; 6. Gesundheits-  
pflege; 7. Handel und Gewerbe; 8. Literatur und Kunst; 9. Briefe  
1. vom „Gottlieb“ 2. vom „Sannes“. 10. Gründung eines illustrier-  
ten deutschen Wochenblattes; 11. Aus der Ferne; 12. Lustige Ecke;  
13. Briefkasten der Redaktion.

## Das Abonnement

auf die

# „KAUKASISCHE POST“

für das Jahr 1907 ist eröffnet.

Die „KAUKASISCHE POST“ ist die einzige in Südostrussland  
erscheinende deutsche Zeitung und das vermittelnde Organ für  
die im Kaukasus lebenden Deutschen, welche hiermit zum  
Bezug derselben eingeladen werden.

Bestellungen werden entgegengenommen:

in Tiflis: in der Redaktion, Golowinsky-Prospekt, Haus Mdiwani.  
bei Herrn Schröder, Auffermannsche Niederlage auf dem Sande.  
bei Herrn B. Bobyleff am Alexandergarten.

in Baku: bei Herrn Karl Mader.

in Wladifawka: bei Frau Seidel, Apothekewarenhandlung.

in Noworossysk: in der Buchhandlung „Djelo“, Serebrjatowstraße, im An-  
drejewschen Hause.

Der Bezugspreis beträgt in Tiflis

für 1 Monat R. — K. 50. || für 6 Monate R. 2 K. 50.

„ 2 „ „ 1 „ — || „ 12 „ „ 5 „ —

„ 3 „ „ 1 „ 25. || „ 12 „ „ 5 „ —

Auswärtige zahlen außerdem für jedes Vierteljahr 25 Kopfen  
Postporto.

Um Störungen in der Zustellung der Zei-  
tung zu vermeiden werden unsere geehrten Abon-  
nenten ersucht den Bezug recht bald zu erneuern.

## Dr. Leon Ogandschanoff

(spricht auch deutsch).

Spezial-Arzt für Syphilis, Harn-, Blase-, Haut- und venerische  
Krankheiten.

Sprechst. Vorm. 9—11; Nachm. 6—8. Sprechst. für Damen u. Kinder 11—12.  
Kadetten-Str. 2. (Ecke des Golowinski-Prospekt). 0—18

## KLINIK für Zahn- und Mundkrankheiten

bei der zahnärztlichen Schule

der Doktoren Nestonow und Sifejew.

Tiflis, Michailowsky Prosp., 126, Ecke der Krylowstaja.

Empfang der Kranken täglich von 9—3 Uhr. Sonntags von 9—12 Uhr.,  
Konsultation und Zahnziehen 20 Kop., Plomben von 50 Kop. bis 1 Rub.  
Künstliche Zähne auf Kautschukplatten 1 Rub. pro Zahn. Andere Ope-  
rationen nach Uebereinkunft. 40—18

Von der Redaktion.

Da uns häufig Klagen über verspätete oder unre-  
gelmäßige Zustellung der „Kaukasischen Post“ zugehen, be-  
nachrichtigen wir unsere geehrten Abonnenten, daß die  
Zeitung an jedem Sonnabend vormittags nach sorgfälti-  
ger Durchsicht der Abonnentenliste, dem Postamt übergeben  
wird und daher die Redaktion keinerlei Schuld trägt, wenn



manche Nummern ihren Adressaten nicht zugestellt werden. Trotzdem ist die Redaktion stets gern bereit verloren gegangene Nummern nachzusenden, wenn solche durch eine Postkarte verlangt werden.

## Politische Rundschau.

### Inland.

Die „Strana“ schreibt: Der Kampf dreier Strömungen in den höheren Regierungskreisen hat mit dem Siege der Partei, die für das Bleiben Stolypins eintrat, sein Ende erreicht. Stolypin und das ganze Kabinett würden jedenfalls noch so lange im Amt bleiben, bis das Ergebnis der Wahlen sich klar zeigt. Dies läßt jedoch die kleine, einflussreiche Gruppe fortschrittlich gesinnter Männer, welche ihre Hoffnung auf den Ausdruck der Wünsche des Volks und auf die Ablehnung des Kabinetts Stolypin setzen, nicht verzagen; sie glaubt, daß das Vertrauen zum Kabinett Stolypin lediglich auf dem Erfolge beruht, womit Stolypin den höchsten Regierungskreisen die Ansicht aufgedrängt hat, daß die Flamme der Revolution erstickt ist. Das Blatt glaubt bestätigen zu können, daß die Wahlkampagne unter all' den Ausnahmebedingungen, die hinlänglich bekannt sind, vor sich gehen werde; der Begriff „oppositionell“ bleibe derselbe wie auch vor dem Erlaß über die Wahlen. Weder das Verhalten gegen die Presse, noch gegen die Gesellschaft werde sich ändern, denn dies verlange, wie einige standhaft versichern, das Interesse des Volks.

Fürst G. E. Lwow hat, der „Nordbl. Ztg.“ zufolge, in der Absicht, die Notlage des durch die Mißernte heimgesuchten Wolga-Gebiets zu studieren, den Buzulukischen Kreis des Gouvernements Samara durchquert und von dort über 1000 Werst mit Pferden durch 6 weitere Kreise nach Kasan zurückgelegt. In den „Russl. Wod.“ gibt er ein Bild dessen, was er auf dieser Reise zu sehen Gelegenheit hatte, und nach seinen Schilderungen kann man sich ein Bild von dem furchtbaren Umfang der diesjährigen Hungerznot machen.

Die Mißernte ist nach seinen Worten eine allgemeine. Weder Getreide noch Futter ist vorhanden. Auf seiner, wie erwähnt, mehr als 1000 Werst langen Fahrt hat Fürst Lwow nur in 11 Dörfern bei einigen Gesindewirten in den Getreidescheunen Korn, das vor 4 bis 10 Jahren geerntet worden war, vorgefunden. Die furchtbare Mißernte hat die Bauern gezwungen, ihre Kühe und Pferde für einen Spottpreis zu verkaufen. In 6 Kreisen von den 7, die Lwow bereist hat, beträgt die Zahl der Gesindewirte, welche die Möglichkeit haben, sich ohne Hilfe durchzuschlagen, nicht mehr als 2 bis 3%. Nur der Kasansche Kreis macht hierin eine Ausnahme.

In einer besonders schweren Lage befinden sich die kürzlich anfassig gewordenen Tataren und Tschuwaschen. Beinahe alle Tataren der Kreise Bugulma und Menselinsk essen Brot, das mit Surrogaten, hauptsächlich mit Eichelmehl, gemengt ist, doch wird auch schon vielfach reines Eichelbrot gegessen. Dank der günstigen Eichelerrute wurde anfänglich das Pud für 4 Kop. verkauft, jetzt kostet jedoch das Pud Eichelmehl 45 Kopeken! Wo dies Hungerbrot gegessen wird, da herrschen auch Typhus und Skorbut. Wenn man auf einer Gemeindeversammlung fragt, ob es

viele Kranke giebt, öffnen viele ihre Lippen und zeigen ihr bleiches Fleisch mit blutflüssigen Flecken. Und so sieht es schon im November aus! Was wird erst im Frühjahr sein? Bis zur nächsten Ernte verstreichen noch 7 Monate. „Stellen Sie sich dies entsetzliche Elend vor“, ruft Lwow aus „und Ihnen wird das Herz beim Gedanken allein schmerzen“.

Die Verpflegungshilfe ist überall unzulänglich. Die öffentlichen Arbeiten sind nur in unbedeutendem Umfange organisiert worden und haben die Bedeutung eines Tropfens im Meere. In Massen strömen die Leute nach Sibirien und kehren bald von ihren erfolglosen Fahrten zurück. — Die Wohltätigkeit ist ebenfalls schwach und ungenügend organisiert. Nur im Buzulukischen Kreise ist durch die Mittel des Roten Kreuzes und der Landschaftsorganisation ein ziemlich umfangreiches Netz von Speisehäusern geschaffen worden; doch auch hier werden Notleidende aus Mangel an Mitteln von den Speisehäusern zurückgewiesen. Im Kreise Bugulma sind noch weniger Speisehäuser, im Menselinskischen Kreise gar keine und im ganzen Gouvernement Kasan nur 1.

Fürst Lwow schließt seinen erschütternden Bericht mit einem Appell an die russische Gesellschaft, den Hungernden Hilfe zu leisten. Er bittet, auf einige Zeit die Leidenschaften des politischen Kampfes ruhen zu lassen und dem notleidenden Bauern zu Hilfe zu eilen, damit es nicht heiße, daß die russische Gesellschaft ihren Nächsten nicht einmal das Unumgänglichste — das Brot, hat zukommen lassen.

Über die Weihe des Bannes des Verbandes der wahrhaft russischen Leute, die mit großem Prunk in der Michaelmanege stattfand wird der „M. D. Z.“ aus St. Petersburg vom 2-ten Dezember geschrieben. Unsere Presse ist, soweit sie nicht zum Lager der „russischen Leute“ gehört, über dieses Ereignis mit einigen mehr oder minder schlechten Wigen hinweggegangen; man hat auf diese etwas kindliche Weise die Bedeutungslosigkeit einer Feier dartun wollen, die jedoch von einer großen Bedeutung ist. Wer die Nagelung in der Michaelmanege mitmachte, konnte sich gewiß nicht einem Gefühl des Unbehagens entziehen, das ihn beim Anblick dieser tausendköpfigen fanatisierten Schar von Dunkelmännern beschlich. Das reaktionäre Petersburg hielt seine Heerschau und siehe da, sie fiel imposant aus, — das muß auch der blasse Neid zugeben. Wahrhaft russische Männer in Fracks und Ordensbändern mit starren, undurchdringlichen Hochbüreauftratengesichtern, wallende Bärte und Stiernacken der „Kupzy“, blizblanke Uniformen strebsamer Hochschüler verbanden sich zu einer homogenen Masse, die unter dem Eindruck peitschender Reden allmählich in den Zustand einer gelinden patriotischen Raserei gerieten. Nieder mit den Juden, nieder mit den Fremdländern, nieder mit jedem Andersdenkenden! so schallte es aus allen Reden, und Vater Joann von Kronstadt erteilte seinen Segen dazu. Er weihte das Banner und umarmte die Redner. Und dann wälzte sich die erhitzte Masse auf die Straße hinaus. In gewaltigen Tomwellen erschallte das „Herr, errette deine Leute!“ und der unabsehbare Zug setzte sich in Bewegung. In der dicken Nebelluft krochen die Töne des Hymnus durch die Straßen und füllten sie mißtönend und drohend. Sieghaft schwankte das Georgsbanner voran; alles entblökte die Häupter und das Militär salutierte. So schritt die Versammlung im Triumphe durch die Straßen und sie wurde zur Lawine, die alles mit sich riß.



Die russischen Männer zeigten was sie konnten; was allen anderen Parteien verwehrt ist, wurde ihnen gestattet, — sie konnten einen Werbezug von grandioser Anschaulichkeit veranstalten und das ihnen gewordene Meistbegünstigungsrecht vor versammeltem Volke dokumentieren. Ein eiskalter Hauch von altmoskowitzischem Geruch wehte um den Zug und er sagte dem, der Ohren hat zu hören und Augen zum Sehen, daß hier die einzige reale politische Macht Rußlands sich aufrollte, die Macht des passiven Widerstandes, die sich weder biegen noch brechen läßt, — allenfalls verdecken durch eine dünne Schicht modernen Anstrichs, die aber gesprengt werden kann, wenn es an der Zeit ist.

Die Manifestation, bei der man auch gegen die „verfluchte Konstitution“ in sehr kräftiger Weise sprach, hat nun auch die Aufmerksamkeit „maßgebender Sphären“ auf sich gelenkt. Der Premierminister weiß nicht, wer die Genehmigung zu dieser Demonstration gegeben hat, er „vermutet“, daß der Stadthauptmann die Erlaubnis erteilt hat. Warum er das nur „vermutet“, erscheint etwas schleierhaft. Sowohl Premierminister als auch Stadthauptmann leben in Petersburg und sie sind telephonisch verbunden. Wenn man also irgendwelche Erklärungen abgeben wollte, so hätte man das in einer geschickteren Form machen sollen, als durch die Bekanntgabe von „Vermutungen“, die Niemanden befriedigen, wohl aber die allgemeine „Vermutung“ bestätigen, daß zwischen der Regierung und dem Verbands jener heimliche Liebe besteht, die heißer brennt als Feuer und Kohle.

Die „Now. Wr.“ bringt die amtliche Erklärung des Finanzministers, daß die Gerüchte von einer geheimen oder offenen Anleihe der russischen Regierung völlig unbegründet sind. Die finanzielle Lage des Reichs lasse eine auswärtige Anleihe durchaus nicht notwendig erscheinen.

### Ausland.

**Deutschland.** Aus Südwestafrika bringt das Kabel die Meldung, daß der Stamm der Bondelzwartshottentotten sich dem Oberstleutnant v. Estorff unterworfen hat! Das bedeutet nicht nur, daß der stärkste und lästigste Gegner in der Aufstandskolonie die Waffen streckt, es bedeutet, daß der Krieg in Südwestafrika so gut wie beendet ist.

Die erfreuliche Nachricht wird von dem offiziellen Bureau in folgender Fassung verbreitet:

Vom Kriegsschauplatz ist folgende Meldung eingetroffen:

Der Stamm der Bondelzwarts hat sich unterworfen: Johannes Christian mit seinem nächsten Anhang hat sich dem Oberstleutnant v. Estorff in Heirachabis gestellt. Die Zahl der Männer beträgt 120, der abgegebenen Kleinkalibrigen Gewehre 105. Zerstreute Banden und Stammesangehörige, die aus britischem Gebiet zurückkehren, sind in die Unterwerfung einbezogen. Kein Bondelzwart darf Schusswaffen tragen. Die Unterworfenen sollen bei Keetmanshoop und Kalkfontein Lokationen erhalten und dort unter militärischer Aufsicht in Lagern gehalten werden. Die Durchführung der Unterwerfungsbestimmungen wird noch einige Zeit erfordern. Auch stehen noch einzelne Banden von anderen Stämmen wie Simon Copper und Fielding im Felde.

Zu den 120 Bondels, die mit dem Kapitän jetzt in deutscher Gewalt sind, kommen also noch die nicht in der unmittelbaren Umgebung Johannes Christians befindlichen über den

Süden des Schutzgebietes und nach Britisch-Südwestafrika versprengten kleinen Trupps. Aber mit deren sicherer Unterwerfung ist die Sache noch nicht zu Ende. Auch die in der amtlichen Depesche erwähnten kleinen Banden aus anderen Hottentottenstämmen werden den jetzt völlig aussichtslosen Kampf aufgeben. Denn es bleibt ihnen nichts anderes übrig. Auch steht zu erwarten, daß die verständige Politik, die der Gouverneur v. Lindequist in Südwest bisher den kriegsmüden Eingeborenen gegenüber beobachtet hat, den noch im Felde stehenden Schwarzen den Entschluß zur Unterwerfung erleichtern wird.

So willkommen diese erfreuliche Kunde dem deutschen Volke ist, so ungelegen scheint sie der Regierung zu sein. Das Zentrum wird mit Recht sagen, daß die Regierung, wenn sie über die Lage der Dinge orientiert war, sich die Auflösung des Reichstages hätte sparen können und sparen müssen. In der Tat lag für die Regierung, wenn sie die Sachlage kannte, keine Veranlassung vor, aus dem Zentrumsantrag eine Streitfrage zu machen. Die Parteien, die gegen den Zentrumsantrag stimmten, taten das in dem guten Glauben, daß an eine friedliche Beilegung des Feldzuges vorderhand nicht zu denken sei; nach Pflicht und Gewissen erklärten sie sich deshalb gegen den Antrag, der nach ihrer Ueberzeugung unsere militärischen Operationen im Schutzgebiete lahmlegen mußte. Für die Regierung aber kamen—so wird wenigstens das Zentrum argumentieren—diese Erwägungen nicht in Frage. Sie durfte daher die Forderung des Zentrums nicht von vornherein ablehnen. Soviel ist nun gewiß: der Ausfall der Wahlen ist für das Regime Bülow jetzt unter allen Umständen eine Lebensfrage geworden. An eine zweite Reichstagsauflösung ist, wenn anders sie für einen der Regierung ungünstigen Wahlausfall in Aussicht genommen war, jetzt unter keinen Umständen zu denken. Und auch das ist gewiß, daß sich die Position der Regierung im Wahlkampf durch die Unterwerfung der Bondelzwarts erheblich verschlechtert hat. Denn mit der Wahlparole „Für unsere Kämpfer in Südwestafrika“ ist es nun nichts mehr. Und wo findet die Regierung eine zugkräftigere Wahllosung?

Die rheinische Zentrumsparterie bezeichnet in einem soeben erschienenen Wahlausruf als Zweck der Reichstagsauflösung die Stärkung des persönlichen Regiments, Einführung neuer Steuern, Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts und Vorbereitung eines neuen Kulturkampfes nach französischem Muster. Sie erklärt, daß sie durch die Reichstagsauflösung völlig überrascht wurde.

In **Hessen** ist abermals eine Amnestie, schon die zweite innerhalb weniger Monate, erlassen worden. Der Großherzog hat nach einer Darmstädter Meldung anlässlich des Weihnachtsfestes eine große Zahl Strafgefangene aus den hessischen Gefängnissen begnadigt oder bedingungsweise aus den Strafanstalten entlassen.

Der französische Kulturkampf findet auch in **Italien** ein Echo. So wird aus Rom gemeldet: „In Genua und Florenz fanden gestern antikirchliche Kundgebungen statt. — In Genua setzten die Demonstranten eine Huldbildung vor dem französischen Konsulat ins Werk und wollten dann zum erzbischöflichen Palast vordringen. Sie fanden aber den Platz abgesperrt. — In Florenz zogen die Demonstranten unter Hochrufen auf Frankreich, Beireat-Rufen gegen den Vatikan und die Priester und unter dem Gesang der Marseillaise durch die Straßen. In Rom wurde im



vatikanischen Stadtteil ein antiklerikaler Klub „Giordano Bruno“ eingeweiht, wozu eine Menge von Polizeimannschaften und Militär aufgeboten worden waren. Dabei spielte sich ein köstliches Quiproquo ab. Unter dem Gesang seltsamer Lieder und in gleichem Schritt und Tritt kam eine Kolonne von einigen sechzig Mann heranzugehen. Wie man allgemein annahm, in der Absicht, den Vatikan zu stürmen. Sofort erteilte der die Piazza Scossa Cavalli kommandierende Offizier seinen Bersaglieri Befehl, mit aufgepflanztem Seitengewehr vorzugehen und die vermeintlichen Rebellen in die Mitte zu nehmen, was mit Begeisterung und Hurra geschah. Aber die vermeintlichen antiklerikalen Verschwörer entpuppten sich als harmlose deutsche Pilger und Handwerksburschen! Natürlich wurden sie sofort freigelassen. Das selbe Schicksal passierte indes den armen Teufeln noch einmal, gleich nachher, auf dem Petersplatz, ehe sie endlich mit heiler Haut ihr Quartir in Santa Marta erreichen konnten.

**Teheran.** Am 26. Dezember starb der Schah von Persien, Mozaffar-Eb-Din.

## Nachrichten aus dem Kaukasus.

— Da in der letzten Zeit die politischen Morde wieder häufiger geworden sind, erließ der Generalgouverneur von Tiflis diesbezügliche Befehle an die Polizei und die zu seiner Verfügung stehende Garnison. Er warnt auch die verschiedenen Parteien und betont, daß die Angehörigkeit zu irgend einer Partei, sei es eine rechte oder linke, keinesfalls als Milderungsgrund betrachtet werden würde; jeder ergriffene Verbrecher wird dem Kriegsgericht überliefert.

— Am 16. Dezember verließ der S. Statthalter Graf Woronzow-Daschkow mit seiner Familie nach Kars, Erivan und Alexandropol; in Etschmiadzin stattete er auch einen Besuch dem Katholikos aller Armenier, Mkrtitsch I, ab. Am 22. Dez. erfolgte die Rückkehr nach Tiflis.

— Laut einem Bericht des Buchhalters der transkaukasischen Eisenbahnen übersteigen die diesjährigen Ausgaben (20'461 000 Rbl.) diejenigen des Vorjahres um 4'272 200 Rbl. Von dieser Summe kommen nahezu 2 Millionen auf Erhöhung der Arbeitslöhne und Brennmaterial, sowie auf die Ausgaben für verstärkten Schutz der Bahnstrecke.

— Auf Verfügung des Chefs der transkaukasischen Eisenbahnen wurden am 23. Dez. von dem Arbeiterbestand der Eisenbahnwerkstätten 250 Mann entlassen. Weitere 316 Mann sollen im Lauf des Januar entlassen werden, wenn, wie es in der Verfügung heißt, die Arbeit in den Werkstätten sich nicht ergiebiger gestaltet.

— Die Kanzlei des Erarchen von Georgien soll in nächster Zukunft geschlossen und als Ersatz derselben dem Erarchen ein Sekretär zur Seite gestellt werden.

— Wie aus Petersburg gemeldet wird, wurde in der Vorbereitung zur bevorstehenden Allrussischen Kirchenversammlung in Sachen der Autokephalie (Selbständigkeit) der georgischen Kirche ein abschlägiger Beschluß gefaßt.

— Ein Zirkulär des Kurators des kaukasischen Lehrbezirks macht das Lehrpersonal der einzelnen Anstalten darauf aufmerksam, daß der Schulbesuch besonders in den höheren Klassen ein sehr unregelmäßiger sei, ja einzelne Unterrichtsstunden von den

Schülern gar nicht besucht werden, was für die normale Entwicklung des Schülers die ungünstigsten Folgen haben muß. In Anbetracht dessen ersucht er die Direktionen der Anstalten, alle ihnen kraft ministerieller Verordnungen zu Gebote stehenden Mittel in verschärftem Maße in Anwendung zu bringen.

— Der General-Major Bauer ist vom Statthalter zum General-Gouverneur des ganzen Elisabethpol'schen Gouvernements ernannt worden.

— In Tiflis wird eine Gesellschaft gegründet, die die Herausgabe georgischer Werke wissenschaftlichen Inhalts zu fördern bestimmt ist.

— Vor 3 Jahren wurden die Statuten eines mohamedanischen Klubs bestätigt. Am 24. Dezember fand eine Versammlung statt, die eine Kommission behufs Mietung eines Lokales und Anschaffung des Inventars wählte.

— In Tiflis sollen 5 neue Apotheken eröffnet werden und zwar auf der Krylowstraße, in Didube, in Naphthlug und in Sololaki.

— Am 20. Dez. um 2 Uhr nachmittags wurde auf der Nemozka-Straße der Bauunternehmer N. Grosdow, als er eben seine Wohnung verlassen hatte, durch mehrere Revolverschüsse getötet. Die Mörder suchten zu entkommen, indem der eine in einen Hof flüchtete, der andere aber die Straße entlang lief und sich durch Revolverschüsse der lästigen Verfolgung zu entledigen suchte. Einer hinzugekommenen Patrouille und einigen Polizisten gelang es aber, beider habhaft zu werden.

— Am 20. Dezember wurde auf der Station Tiflis 1½ Pud Dynamit beschlagnahmt, welche angeblich von einem Passagier aus Kars vergessen wurden.

— Trotz der immer noch häufigen Raubansfälle und Morde war in diesem Jahre die feiertägliche Stimmung der Tifliser eine recht allgemeine. Die Theater und Konzertsäle waren geradezu überfüllt, und das schöne, warme Wetter lockte zahlreiche Spaziergänger auf die allerdings sehr staubigen Straßen.

— In **Telaw** wurden am 19. Dez. auf das Gebäude, in welchem sich die 7. Kompagnie des Elisabethpol'schen Regiments einquartiert ist, von 4 Unbekannten mehrere Schüsse abgefeuert, durch welche der Wachtposten vor dem Gebäude, und in den inneren Räumlichkeiten der Feldwebel und der Unteroffizier dieser Kompagnie getötet wurden.

— In Batum und dessen Umgegend ist an Stelle des Kriegszustandes der außerordentliche Schutz eingeführt.

— Einer Korrespondenz des „Tifl. Kurjer“ entnehmen wir folgendes: Am 22. Dez. verließ der von allen als Mensch und Administrator geachtete General-Gouverneur Fadejew die Stadt Baku. Während der letzten Tage besuchten ihn eine Menge Deputationen, welche ihm für seine weise und väterliche Fürsorge dankten.

— Aus vielen Gegenden des Elisabethpol'schen Gouvernements treffen Nachrichten ein, die die Lage der Landbevölkerung als sehr traurig schildern. Die armenisch-tatarischen Unruhen, die Heuschreckenplage, anhaltende Dürre und Hagelschläge verursachten einen spärlichen Ausfall der diesjährigen Ernte. Nun herrscht große Teuerung: der Preis des Weizens beträgt 1 Rbl. 80 K. bis 2 Rbl. 40 Kopy. das Pud, ist also doppelt so hoch wie in den hungerleidenden Gouvernements.

— Die Tataren des Bortschala'schen Kreises ersuchten die zustehenden Behörden um die Erlaubnis, die Versammlung der





Landbesitzer zu den Reichsdumawahlen nicht in Schulaweri, sondern in der Kolonie Katharinenfeld abzuhalten.

— Im Kreise Geoktschai (Gouv. Baku) wurde der berühmte Räuber Medschid erschossen.

## Aus den Kolonien.

**Wanderlo**, der 19. Dezember. Wir wohnen hier bei Chasaw-Jurt sehr zerstreut in vielen kleinen Dörfern, weshalb uns eine Zeitung, in der wir unsere Angelegenheiten besprechen können, großen Nutzen bringen kann. Jedes unserer Dörfer sollte die „Kaukasische Post“ beziehen. Wir fühlen schon jetzt das Bedürfnis mit andern Landsleuten in Verbindung zu treten, die schon längere Zeit im Kaukasus wohnen, z. B. mit den deutschen Ansiedlern bei Tiflis oder Elisabethpol. Für uns würde es sehr von Nutzen sein, wenn wir durch die Zeitung erfahren könnten, was für Preise in Baku und Tiflis, für gute deutsche Milchkuhe, Butter Schlachtvieh u. s. w. gezahlt werden. Dann brauchten wir uns hier nicht mit den Unterhändlern einzulassen. Überhaupt sind auch die Händler hier noch wenig kultiviert, denn wenn ein Jude den zu verkaufenden Gegenstand nicht für den halben Preis kaufen kann, dann kauft er nichts. Schöne Butter kostet jetzt bei uns 25—30 Kop., Eier 10 St. 10 Kop. Mit Milchseparatoren sind unsere Landsleute meistens versehen und wir sind also wirklich lieferungsfähig, aber wohin mit der Butter, wenn es jetzt nach Neujahr bis Mai viel geben wird! — Wir haben noch andere Produkte feil: Heu, Gerste, Hafer, für alles könnten wir durch eine Zeitung die besten Absatzplätze erfahren, und viele Leute, die unsere Produkte suchen, finden uns durch die Zeitung. Wir erzielen dadurch höhere Preise und werden reeller bedient, denn niedere Preise haben stets Schwindel zur Folge. Auch mit der Bearbeitung des Bodens wird bei uns noch viel hin und her probiert. Wenn jetzt jeder Chutor und jedes Dorf solange probieren soll, bis das richtige gefunden ist, dann verhungern wir noch alle. Durch gegenseitige Mitteilungen könnte viel Jammer und Not verhindert werden. Auch um Politik werden wir deutschen Landbauer uns fernerhin mehr kümmern müssen. Jede Gegend hat ihre eigenen Bedürfnisse aber wo wollen wir unsere politischen Forderungen geltend machen, wenn nicht zuerst eine gemeinsame Einigung durch die Zeitung erzielt wird. Dieser Mangel war bei der Zusammenkunft in Chasaw-jurt wegen der Landpolizei so recht fühlbar, standen wir doch meistens alle da, als wenn eine besondere Gattung von Affen gesehen werden sollte. Die wenigsten hatte eine Ahnung von der Notwendigkeit, geschweige denn von irgend einer Idee, die sie vorbringen konnten. Deutsche Leute, lasset uns einig sein, denn dann sind wir stark auch schwere Ansiedlungszeiten zu bestehen und einig können wir werden, wenn wir uns einander nähern und mit einander bekannt werden. Dies kann, da wir zerstreut wohnen, nur durch die Zeitung geschehen. Vielleicht ist die Zeit bei uns jetzt auch nicht mehr fern wie in Amerika, wo unsere deutschen Landsleute mehr zusammen halten als früher und für die Zusammengehörigkeit viel mehr Sinn und Gefühl haben. Begegnen sich dort zwei Unbekannte und einer fragt den andern, wer er sei, und er sollte sagen Lutheraner oder Mennonit oder Baptist u. s. w. dann würde der Fragende gleich erkennen, daß er noch kein richtiger

Deutschamerikaner sei und er würde sagen: „Was geht mich dein Glaube an, sag mir, was für ein Landsmann du bist! — In diesem Sinne laßt uns einander näher treten und wir werden den Nutzen bald einsehen. Ein Euch Terefern bekannter Ansiedler....t.“

## Die Deutschen in den Wolgakolonien.

(Schluß).

Mehr Wohlstand findet sich — wenn wir von Mennoniten jetzt absehen — in den Dörfern auf der Bergseite (dem rechten Wolgaufer), welche außer der Landwirtschaft noch Hausindustrie in irgend einer Form — Handweberei u dgl. — betreiben. Das schafft ihnen dann auch für den Winter Beschäftigung, welchen sonst der Wolgakolonist mit süßem Nichtstun hinzubringen pflegt. Ebenso gibt es auch größere Zentren, welche einen mehr stadtähnlichen Charakter tragen, so das bis vor kurzem für den Getreidehandel vom äußersten Osten her überaus wichtige Katharinenstadt. Mit am besten noch stehen sich sonst die Dörfer, welche sich in größerem Umfange mit Tabaksbau beschäftigen. Früher war das noch weit mehr als jetzt der Fall. Aber unsinnige Vorschriften über Absatz und Produktion, sowie unverhältnismäßig hohe Besteuerung haben den Anbau von Tabak immer mehr zurückgehen lassen. Es ist das auch insofern zu bedauern, als hier bereits mit sorgsamem Betrieb der Anfang gemacht war, indem man die Tabakfelder künstlich bewässerte. Auch in den Gärten fängt man übrigens vereinzelt bereits an, Bewässerungsanlagen zu machen. Man scheint auch dem Obstbau wieder mehr Sorgfalt zuwenden zu wollen, seitdem einige es gewagt und damit viel Geld verdient haben. Darin ist der Wolgakolonist echter Bauer, daß er etwas erst dann tut, wenn es ihm klar geworden ist, daß er einen direkten Vorteil davon hat. Ein Beispiel dafür. Nicht weit von Saratow liegt ein großes Gebiet, welches der Gefahr des Versandens ausgesetzt war. Als Mittel dagegen empfiehlt der Pastor der Gemeinde die Anpflanzung von Weiden, die ja dort auch für die verschiedensten Zwecke (zu Wiegen, Wagen, auch sogar Häusern, wie wir sehen) verwendet werden. Die Gemeinde lehnt es ab. Der Prediger versucht es doch durchzusetzen, unter Anwendung von allerlei originellen Mitteln, wie z. B. dem, daß er nach berühmten Mustern jede Rede mit den Worten schloß: „übrigens bin ich der Ansicht, daß Weiden gepflanzt werden sollten“. Endlich erreicht er seinen Zweck so, daß auch in der Gemeindeversammlung jemand um das zu bepfanzende Stück in den Augen der Bauern völlig wertlosen Sandbodens bittet, ja sogar sich bereit erklärt, es zu kaufen. Nun werden die Bauern mißtrauisch und als er auf ihre Frage, was er denn damit wolle, dann antwortet, er wolle Weiden pflanzen, sind sie davon überzeugt, daß das ein gutes Geschäft sei und sagen, sie können es auch selber tun und tun es auch.

Bis aber der Kolonist den Vorteil entsprechender Neuerungen einsieht, wird wohl noch geraume Zeit vergehen. Und unterdessen wird der Wolga-Bauer immer weiter sein Feld in altgewohnter Weise bestellen, auch sich zur Aufbesserung seiner Viehzucht nicht bequemen, deren Tiefstand jedem sich aufdrängen muß, der auch nur durch eine der großen gemeinsamen weidenden Herden gefahren ist oder aber einem der zum Knochengeriüst abgemagerten struppigen Schweine begegnet ist, welche sich ihr Futter draußen selbst suchen müssen und nur gerade vor dem Schlach-



ten fett gemacht werden. So muß natürlich jede Dürre zur Mißernte führen und diese zu Hungersnot und Elend. Sonstige Einzelheiten aus dem Wirtschaftsleben würden zu weit führen. Erwähnt sei nur noch, daß strichweise in den Betrieben der Wolgakolonisten auch Kamele ausgiebige Verwendung finden, und zwar als Transport- und Reittiere ebenso wie auf dem Acker oder sonst im Anspann.

Wie steht es nun aber mit dem Deutschtum dieser Leute? Gewiß sind sie mannigfach in Gefahr, von russischem Wesen berührt zu werden. Daß russische Baumeister ihnen die Häuser nach russischer Art bauen oder aber daß sie nach russischer Sitte fahren, würde an sich noch nicht viel ausmachen. Man sieht aber auch schon russische Tracht unter ihnen (freilich ist diese ja besonders im Sommer bei der Arbeit überaus bequem), auch wohl das Haar nach Art der Russen geschnitten. Und am größten ist die Gefahr an allen den Orten, wo Deutsche und Russen zusammen leben und dann wohl auch die Sprache — zumal der jüngeren Kolonisten — ein charakterloses Gemisch von Deutsch und Russisch darstellt. Aber dieses Letztere steht doch nur vereinzelt da auf dem weiten, mit ausschließlich deutschen Dörfern besetzten Gebiet zu beiden Seiten der Wolga mit seiner halben Million Deutschen. Wenn man durch ein Dorf kommt und die Leute vor ihren Häusern auf den Bänken an der Straße sitzen sieht, vielleicht in beschaulicher Ruhe mit der Pfeife im Munde (als Merkwürdigkeit sei erwähnt, daß auch schon ganz kleine Knaben bereits zu rauchen pflegen), so wird man manches Gesicht gewahr werden, welches den mitteldeutschen Bauerntypus in geradezu verblüffender Reinheit bewahrt hat. Und auch die Sprache ist deutsch genug, wenn sie auch mit manchen Worten einen eigentümlichen Sinn verbindet, — vielleicht als Überbleibsel einer älteren Ausdrucksweise. So meinen sie, wenn sie von jemanden sagen, er führe ein ausschweifendes Leben, damit nichts anderes, als daß er gern spazieren gehe, und wenn man über einen Pastor urteilen hört, er sei ein „arg weltlicher Herr“, so ist das bei Leibe kein Tadel, vielmehr soll es nur seine Freundlichkeit im Umgang mit den Leuten bezeichnen. Wenn dabei die denkbar traurigsten Schulverhältnisse, welche bis vor kurzem einem Lehrer den Unterricht von mehreren hundert Kindern (jetzt muß für je ein hundert ein Lehrer angestellt werden) zur Pflicht machten und später den zweisprachigen Unterricht mit all seinen Schwierigkeiten in Betracht zieht, so wird man das recht zu würdigen wissen. Übrigens ist die Schule fast das einzige Feld gewesen, auf dem auch die Deutschen an der Wolga sich am Aufbruch in Rußland beteiligt haben. Sie haben nämlich in der Dorfschule etwa 10 Stunden in deutscher Sprache (Religion und Muttersprache) und 16 in russischer. Nun erklärten die Kolonisten nach Erlaß des Manifestes vom 17. Oktober, es gebe jetzt Gewissensfreiheit und ihr Gewissen schreibe ihnen vor, keinen russischen Unterricht mehr zuzulassen oder doch keine Zahlung mehr dafür zu leisten. Wenn auch gewiß pekuniäre Nützlichkeits-erwägungen dabei an erster Stelle gestanden haben werden, so hat doch wohl auch ein gewisses Nationalgefühl mit hineingespielt.

Von diesen Deutschen an der Wolga ist nun gegenwärtig ein großer Teil zur Auswanderung unbedingt gezwungen und zwar in erster Linie aus rein wirtschaftlichen Bedürfnissen heraus.

Hauptauswanderungsziele sind Nordamerika (neuerdings auch Argentinien) und Sibirien, und zwar haben die strenge

Kontrolle der oft augenkranken Kolonisten beim Landen und sonstige Mißerfolge es zuwege gebracht, daß die Auswanderung nach Amerika augenscheinlich im Abnehmen begriffen ist. Wenn Mittellose die Reise dorthin machten, so haben sie wohl Verwandte drüben, welche ihnen die Fahrkarten zuschicken. Freilich müssen sie dieselben sich später allmählich abverdienen. Auch Leute denen es drüben geglückt ist, kehren oft dann doch wieder in die Heimat zurück, sei es um hier eine Zeitlang den großen Herrn zu spielen, sei es auch mit der Begründung, man müsse in Amerika hart arbeiten, und das könne man doch nicht das ganze Jahr hindurch aushalten. Leute mit wenig Geld gehen wohl auch zunächst in eine Industriestadt und verdienen sich als Fabrikarbeiter — oft unter großen Entbehrungen — so viel, daß sie dann allmählich an Landkauf denken können. So gibt es im Staate Wisconsin ganze Gemeinden von Deutsch-Russen aus den Wolgakolonien. Was aber von der deutschen Auswanderung überhaupt gilt, trifft auch hier zu. Die jetzt Hinübergehenden haben lange nicht mehr die günstigen Aussichten, welche etwa noch vor 2—3 Jahrzehnten bestanden, aus welcher Zeit es ja auch noch blühende deutsch-russische Niederlassungen in verschiedenen Gebieten Nord- und Südamerikas gibt. Und wie schnell das Amerikanertum schließlich auch diese Kolonisten anfärbt, habe ich selbst an einzelnen an die Wolga zurückgekehrten beobachten können.

Die Auswanderung nach Sibirien wird von der russischen Regierung begünstigt. Der Ansiedler bekommt an gewisser Stelle Land zugewiesen (bis 15 Hektar) und auch noch ein zinsfreies Darlehen. So sind denn viele hinübergegangen.

Es verhält sich nämlich doch keineswegs so, als ob nun alle in Sibirien ihr Glück machten. Vielmehr ist schon mancher von da völlig verarmt zurückgekehrt, wenn es freilich auch andern — und gerade Wolga-Kolonisten in der Gegend von Omsk — verhältnismäßig gut ergangen zu sein scheint.

## Landwirtschaft und Gartenbau.

### Über rationelle Weinbergsdüngung.

Die diesjährigen durch die Peronospora verursachten beispiellosen Schäden haben nichts weniger als ermutigend auf den Winter gewirkt. Durch den riesigen Ausfall an Ertrag, worunter die deutschen Weinbaugebiete mit wenig Ausnahmen zu leiden haben, wird mancher gezwungen, an dem bereits festgesetzten Ausgabebetrag für seine Weinberge Abstriche zu machen. Auch das Düngerkonto, welches einen sehr wesentlichen Ausgabenposten darstellt, wird hier und da, besonders in viehlosen Betrieben, von diesen Abstrichen betroffen werden, um die dadurch freiwerdenden Mittel zur Bekämpfung der Krankheiten und Schädlinge verwenden zu können.

Allein, nichts scheint mir verkehrter als eine derartige Handlung. Eine normale Ernährung der Pflanze ist die erste und wichtigste Schutzwehr gegen Krankheiten und Schädlinge jeder Art, und vielleicht sind sehr viele Fälle von Mißerfolgen bei der Bekämpfung der Peronospora auf unrichtige oder unzureichende Ernährung zurückzuführen, wodurch dem Weinstock die Möglichkeit genommen wurde, sich durch feste Gesundheit und Wachstumskraft in der Hauptsache selbst zu schützen. Einschränkung der nötigen Düngung ist daher übel angebracht.

Andererseits erheischt aber die gegenwärtige schwierige Lage





der Weinproduktion ein sorgfältiges rechnerisches Vorgehen bei der Düngung sowohl mit Stallmist als auch mit Kunstdünger. Bei der Düngung mit Stallmist hat man vor allen Dingen mit dem alten System zu brechen, wodurch man auf den Morgen alle 3—4, seltener alle 2 Jahre eine bestimmte Menge gibt, ohne die Bodenverhältnisse und den Kulturzustand des betreffenden Weinberges in Betracht zu ziehen. Eine Vollaftung alle 3—4 Jahr mag für schwere, tonige und steinige Böden richtig sein. Sie hält in diesen Bodenarten nachweislich für solche Zeit vor und versorgt mit dem langsam fortschreitenden Prozeß der Zersetzung den Weinstock nach und nach mit Nährstoffen. Nicht so bei Kalkböden und bei leichten Lehm- und Sandböden. Infolge der größeren Erwärmungsfähigkeit und des leichteren Luftzutritts geht hier die Zersetzung organischer Substanzen bedeutend rascher vor sich als in schweren Böden. Eine starke Düngung von, sagen wir einmal, 350—400 Zentner pro Morgen ist für solche Böden nicht angebracht, weil durch die allzu rasche Zersetzung ein Übermaß von Nährstoffen frei wird, für das der Weinstock in solcher Menge keine Verwendung hat. Abgesehen davon, daß hierbei das Unkraut sehr begünstigt wird, entstehen auch bedeutende Verluste an Nährstoffen, besonders an Stickstoff, welcher ja bekanntlich, wenn nicht sofort von der Pflanze aufgenommen, bald wieder verschwindet. Weinberge in solchen Böden düngt man daher in kleinen Mengen und dafür öfter, möglichst alle zwei Jahre oder noch besser in jedem Jahre.

Bei der Verwendung von Kunstdüngern im Weinbau herrschen ebenfalls noch sehr viel Unklarheiten. Sehr oft wird mit Kunstdünger gewirtschaftet ohne die allernötigsten Vorkenntnisse. Man gibt schablonenmäßig nach einem irgendwo gelesenen oder gehörten Rezept so und so viel Zentner irgend eines Kunstdüngers und erwartet nun großartige Erfolge, welche aber bei dieser plan- und ziellosen Wirtschaft in der Regel ausbleiben. Kunstdünger werden im Weinbau immer rentabel zu verwenden sein, sobald sie nicht als Hauptdünger sondern als Ergänzung des Stalldüngers und hauptsächlich als Einzelnährstoffe für einen bestimmten Zweck gegeben werden. Eine unrichtige oder unzeitige Anwendung kann aber auch hier nicht nur keinen Erfolg haben, sondern in manchen Fällen direkt schädlich wirken. Nehmen wir als Beispiel einen Weinberg an, der übermäßig starkes Holzwachstum zeigt, der aber im Verhältnis hierzu einen nur geringen Traubenertrag aufweist. Dieses Mißverhältnis zeigt, daß es hier nicht an Stickstoff fehlt, da eine zu üppige Stickstoffernährung übermäßige Holzbildung bewirkt. Eine erneute Stallmistdüngung würde hier nicht nur keinen Erfolg bringen, sondern sogar das Holzwachstum zu Ungunsten der Traubenbildung noch mehr begünstigen. Noch verkehrter wäre es natürlich, hier noch stickstoffhaltigen Kunstdünger zu geben. Man hat hier im Gegenteil die Stickstoffzufuhr zu beschränken, indem man zunächst eine oder mehrere Stallmistdüngungen ausschaltet und nur Phosphorsäure und Kali in Gestalt von Kunstdüngern gibt, bis das Holzwachstum auf das normale Maß zurückgegangen ist.

Umgekehrt fehlt es Weinbergen mit geringem Holzwachstum in erster Linie an Stickstoff. Man wird in diesem Falle gut tun, außer den regelmäßigen Stallmistdüngungen noch Gaben eines Stickstoffdüngers anzuwenden und zwar ebenfalls so lange, bis man das normale Maß von Holzbildung erreicht hat.

Man kann also den Ernährungs- und dadurch nicht zum mindesten auch den Gesundheitszustand seiner Weinberge durch

die Düngung so entschieden beeinflussen, daß einerseits mit Hilfe der Stickstoffdünger die Holzbildung zu regulieren, und andererseits durch Anwendung der Phosphorsäure und Kalidünger auf die Traubenbildung einzuwirken ist.

Aber das ist nicht der einzige Vorteil solcher Düngungsweise. Durch Gaben von Einzelnährstoffen je nach Bedarf kommt man nicht leicht in die Lage, unverzinsliches Betriebskapital im Boden festzulegen, welches für den vorliegenden Kulturzweck wertlos ist. Man vermeidet demnach die Gefahr des Auswachsens, sowie die Begünstigung des Unkrautes und die damit verbundenen erhöhten Bearbeitungskosten, die stark vermindern auf die Rente einwirken können.

Jetzt noch einige Worte über die Anwendung der einzelnen Handelsdünger.

Von den speziellen Stickstoffdüngern sind es nur zwei, welche in Betracht kommen. Es sind dies das schwefelsaure Ammoniak und der Chilisalpeter. Das schwefelsaure Ammoniak kann überall im Weinbau mit Erfolg verwendet werden. Der Ammoniakstickstoff wirkt etwas langsamer aber dafür nachhaltiger als der Chilisalpeter. Das Ausstreuen des schwefelsauren Ammoniaks geschieht im Winter oder zeitigen Frühjahr.

Die Anwendung des Chilisalpeters ist nur für leichte Lehm- und Sandböden anzuraten, da in schweren Böden bei öfterer Anwendung das dem Winzer so unangenehme sog. „Klozigwerden“ des Bodens eintritt. Das Ausstreuen geschieht entweder kurz vor oder während der ersten Wachstumsperiode, wobei man darauf zu achten hat, daß keine grünen Teile getroffen werden.

Von den Phosphorsäuredüngern sind es ebenfalls nur zwei, welche im Weinbau verwendet werden können. Es sind dies das Thomasmehl und das Superphosphat. Man verwendet jenes am vorteilhaftesten für leichtere und Kalkböden, dieses für schwere Böden. Das Ausstreuen beider ist an keine Zeit gebunden. Es wird in der Regel von Herbst bis Frühjahr vorgenommen.

Von den bekannten Kalidüngern können nur die gereinigten Salze für Weinbergdüngung empfohlen werden. Kainitdüngung wirkt nicht nur durch die in ihm enthaltenen unreinen Salze nachweislich schädlich auf das Wachstum des Weinstocks, sondern der Wein aus lediglich mit Kainit gedüngten Weinbergen nimmt auch einen unangenehmen Beigeschmack an, wie wir durch vergleichende Kostproben aus unseren Düngungsversuchsfeldern festgestellt haben. Der Beigeschmack kann sogar so intensiv werden, daß die damit behafteten Weine ungenießbar und unverkäuflich sind.

Auch bezüglich der zu verwendenden Mengen seien noch einige Worte hinzugefügt. Sie schwanken je nach dem Geldbeutel des Besitzers oder dem bestimmt vorliegenden Zweck pro hess. Morgen zu 2500 qm:

|   |          |
|---|----------|
| beim Chilisalpeter und schwefl. Ammoniak zwischen | 1—2 Ztr. |
| „ Thomasmehl und Superphosphat . . . . .          | 1—3 „    |
| „ (40) %igen Kalisalz . . . . .                   | 1/2—1 „  |

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, daß der Einfluß einer rationellen Düngung auf die Rente gebührend beachtet werde.



## Küche und Haus, Gesundheitspflege und Erziehung.

**Vom Nasenbluten.** (Schluß). Das Erste was man gewöhnlich beim Nasenbluten tun sieht, ist die Anwendung blutstillender Chemikalien. Und doch gibt es Maßnahmen, welche weit wichtiger sind. Zunächst bringe man den Oberkörper des Patienten in eine erhöhte Stellung, es sei denn, daß ein bedrohlicher Blutverlust oder etwa schon eingetretene Ohnmacht zur Tieflagerung des Kopfes nötigt. Durch das Aufrichten fließt das Blut der Schwere nach abwärts, die Blutfülle im ganzen Bereich des Kopfes wird vermindert und damit die hauptsächlichste Bedingung für den Stillstand der Blutung gegeben. Sodann mache man gemäß unsern diesbezüglichen Bemerkungen den Hals frei. Es kommt vor, daß nach der Lüftung eines zu engen Kragens das heftigste Nasenbluten augenblicklich aufhört. Gleichzeitig suche man den Patienten, falls es nötig ist, zu beruhigen. Das ist nicht so nebensächlich. Wir wissen ja, daß durch Gemütsaffekte ein Blutandrang zum Kopfe bewirkt wird. Wenn beispielsweise ein Kind durch den Anblick des Blutes aufgeregt ist und schreit, so kann dies allein schon die Blutung unterhalten.

Nunmehr fordert man den Patienten auf, die Nase ordentlich auszuschnauben, wodurch die angesammelten Gerinnsel entfernt werden, und danach bei geschlossenem Munde durch die Nase Luft zu holen. Sehr häufig steht jetzt die Blutung, ohne daß man etwas Weiteres zu tun braucht.

Sollte das nicht der Fall sein so sehe man zu, ob man die blutende Stelle entdecken kann. Das ist gar nicht so schwer, als es scheinen könnte, denn die allergrößte Zahl der Nasenblutungen hat ihren Sitz am untersten Teil der Nasenseidewand, also an einer dem Auge leicht zugänglichen Stelle. Wenn man daher ein Bäuschchen reiner Verbandwatte in dem betreffenden Nasenloch an die Seidewand andrückt, und nach einigen Sekunden wieder abhebt, so wird man zutreffenden Falles den kleinen Blutpunkt leicht erblicken. Man hat nun lediglich die Watte weiter, diesmal für längere Zeit, anzudrücken und dies so oft, als es erforderlich ist, zu wiederholen.

Mit diesen einfachen Maßnahmen wird man in der großen Mehrzahl der Fälle das Nasenbluten zum Stillstand bringen. Erst wenn sie nicht zum Ziele führen, kommen weitere Mittel in Betracht. So kann man den letzterwähnten Wattebausch in 5%ige Lösung von Wasserstoffsuperoxyd tauchen und dann in gleicher Weise benutzen. Auch die so außerordentlich populäre Eisenchloridwatte ist brauchbar. Nur darf man sich nicht der Täuschung hingeben, daß die chemische Wirkung die entscheidende sei. Das Wichtigste ist auch hier der Druck; wer die Watte, statt sie kräftig anzupressen, einfach in das Nasenloch steckt, wird keinen Erfolg zu verzeichnen haben. Wo die Blutung auch jetzt nicht nachläßt oder wo von vornherein ihr Sitz nicht nachzuweisen oder beide Seiten befallen waren, da treten nun schließlich die in die Nasenhöhle einzusaugenden oder einzugießenden Flüssigkeiten in ihr Recht. Dazu nimmt man einfaches Eiswasser oder Eisessigwasser oder 1%ige Lösung von Zitronensäure oder eine 2%ige Chinofolllösung, in Pulverform Alaun oder Tannin.

Bei vorhandener Kongestion, angezeigt durch einen „roten Kopf“, legt man kalte Kompressen auf Stirn und Nacken, auch auf die Herzgegend.

Nicht vergessen darf man, daß das Aufhören der Blutung noch nicht bewiesen ist, wenn nichts mehr aus den Nasenlöchern kommt. Wenn z. B. diese mit Watte verstopft sind, so kann das Blut immer noch in den Rachen laufen und, wenn es nicht ausgespöen wird, verschluckt werden. Das fühlt der Patient selbst am besten. Oft gibt es sich auch durch Erbrechen des in den Magen gelangten Blutes kund.

In den selteneren Fällen, in welchen sich das beschriebene Vorgehen als unwirksam erweist, muß alles weitere Eingreifen dem Arzte vorbehalten werden.

## Handel und Gewerbe.

**Waggons für den Weintransport.** Der Konsul in Eisenbahnangelegenheiten hat unter dem Vorsitz von Mjassojedow Zwanzow Regeln für den Weintransport im Winter festgesetzt. Die Bahnen sind verpflichtet, heizbare Waggons zu stellen, entweder solche, wie sie für den Sibirischen Buttertransport gebraucht werden, oder gewöhnliche Frachtwaggons, deren Wände mit Filz benagelt sind und in die ein Ofen hineingestellt wird. Für diese Waggons wird eine besondere Zahlung erhoben, deren Höhe vom allgemeinen Kongreß bestimmt werden soll.

**Eisenbahnschwindel.** Ein Schwindel, der eine Zeitlang auf unseren Eisenbahnen blühte, hat auch kürzlich zu einem Prozeß geführt, der in letzter Instanz vom Senat geschlichtet worden ist. Die „Pet. Ztg.“ berichtet darüber: Eine ganze Gesellschaft findiger Frachterpeditoren hatte sich zusammengetan und auf der Aufgabestation mit Hilfe gefälliger Eisenbahnbeamten das Gewicht der von ihnen versandten Frachten systematisch erheblich höher angegeben, als es in Wirklichkeit betrug. Die Empfänger der Ware, die natürlich vorher verständigt wurden, ließen dann auf der Empfangstation das Gewicht kontrollieren und machten die Bahn für das sich ergebende Untergewicht verantwortlich. Solange man dem Schwindel nicht auf die Spur gekommen war, mußten die Forderungen, die gesetzlich begründet waren, gerichtlich anerkannt werden, denn die Bahnen verantworteten nach dem Eisenbahngesetz im allgemeinen für jedes Gewichtsmanko, das sich nach den Angaben im Frachtbrief ergibt. Es sollen Hunderttausende auf diese Weise auf Grund wissentlich falscher Angaben in den Frachtbriefen als Überfracht von den Bahnen des Fiskus eingetrieben worden sein, ehe man dem Schwindel auf die Spur kam. Die Schwindler hatten es auch, durch ihre beispiellosen Erfolge ermutigt, allzu dreist getrieben. Es wurden ganze Waggonladungen mit Untergewicht versendet. Eine normale Waggonladung beträgt 610—750 Pud; die tatsächliche Ladung, welche abgefertigt wurde, betrug jedoch oft nur 200—300 Pud, obgleich auf dem Frachtbrief stets 610—750 Pud, und oft offiziell beglaubigt angegeben worden waren. In einem vom Wilnaer Apellhose geschlichteten Prozeß waren 58 Wagen, davon 4 mit 610 Pud und die übrigen mit 750 Pud Holzladung laut Frachtbrief abgefertigt worden, tatsächlich aber waren in keinem einzigen Wagen mehr als 200—300 Pud geladen worden. Die Absender waren Zahl Gurski und Hirsch Silberstein und andere, die nicht ermittelt worden sind. Das Gericht fand zwar keine genügenden Beweise für die Schuld der Genannten vor, doch hielt es sich an dem Stationschef der Absendestation, Chomitsch schadlos, der beschuldigt wurde, wissentlich die falschen Angaben über





das Gewicht der Waggonladungen im Frachtbrief begünstigt zu haben. Er hatte den Frachtbrief unterzeichnet, wie das Gericht annahm, obgleich er wußte, daß dieser falsche Angaben enthielt. Chomitsch erhielt für wissentliche Beglaubigung falscher Angaben in einer Urkunde acht Monate Zuchthaus. Die Kassationsklage des Anwalts des Verurteilten ließ der Senat unberücksichtigt. In dem erwähnten Prozeß war der Fiskus durch die falschen Angaben im Frachtbrief um 8000 Rbl. geschädigt worden, die nach Konstatierung des angeblichen Untergewichts der Sendung gerichtlich beigetrieben worden waren.

## Literatur und Kunst.

### Wassily Daulowitsch Zurukows Gefangenschaft bei den Abadschen.

(Fortsetzung.)

Unter einer Sjachlja von damals ist ein kleines, viereckiges Stückchen—Erde zu verstehen, das von 4, circa 3 Arschin hohen, aus Strauchwerk geflochtenen Wänden umgeben und mit Gras oder Schindeln überdacht war. Eine Diele fehlte; Fenster waren nicht immer vorhanden, wohl aber eine Tür; letztere bestand aus 2 zusammengefügtten Brettern, oder einem geflochtenen Strauchschilde. Im nördlichen Kaukasus wurden die Wände mit Lehm verstrichen; auf dem Südsabhang wurden sie zuweilen mit Gras, Farnkraut, oder Maisstengeln „luftdicht“ gemacht. In der Mitte dieses Raumes brannte auf der Erde ein Holzfeuer; der Rauch entwich durch das undichte Dach, den Zwischenräumen zwischen demselben und den Wänden. Sonstige Möbel gab es in einer Sjachlja nicht. Wie bereits erwähnt, schlief Zwan—zuk vor seiner Flucht in einer solchen Sjachlja, ganz nahe am Feuer, auf bloßer Erde und ohne Decke. Seine Kleidung bestand aus einem Leinhemde, das er von Hause aus anhatte und einer Nankinghose. Letztere hatte Merschau speziell für ihn bauen lassen, als die alte ihren Dienst versagte. Leider hatte sich Zwan—zuk gleich in der ersten Nacht zu nahe ans Feuer gelegt und sich ein großes Loch in das neue Kleidungsstück gebrannt; dem Vernehmen nach soll selbiges bis zuletzt nicht zugewachsen sein. Sommer und Winter ist der Junge haarfuß herumgelaufen. Das einzige warme Kleidungsstück, das er besaß, hat ihm Merschau in einer Anwandlung von Menschenfreundlichkeit geschenkt. Es war ein Bündel zusammenhängender Lappen, in denen zwei runde Löcher die Stellen ehemaliger Ärmel deutlich zu erkennen gaben.—Zwar geriet Zwan—zuk im Sommer in die Gefangenschaft; das Dörfchen, wo er untergebracht war, lag aber hoch im Gebirge, so daß seine Kleidung den dort herrschenden Sommernachtstemperaturen keineswegs gewachsen war. Viele, viele Nächte hat der arme Bube vor Frost geklappert, bis er es endlich erlernte, sich im Schlaf um seine Längsachse zu drehen, stets die kalte Seite dem Feuer zuwendend. Trotz alledem ist er während seiner Gefangenschaft nie krank gewesen.—Nach seiner Flucht wurde er in einer anderen Sjachlja untergebracht, die kein Fenster und kein Herdfeuer hatte. Dafür war aber in zwei einander gegenüberliegenden Wänden eine Stange eingelassen, an der ein eiserner Ring mit einer eisernen Kette hing. Am freien Ende der Kette wurde Zwan—zuk am Hals vernietet. Schaulustiges Publikum, groß und klein, besuchte ihn täglich. Wie ein Kettenhund wurde er geneckt, ver-

höhnt, angespöhen und geprügelt. Fünf Mal kam Sjalich mit der Flinte, die Zwan—zuk gestohlen hatte, hieß ihn Sjalich eine Moralpredigt mit zugehöriger Tracht Prügel und legte auf ihn an; „schieß!“ rief das Publikum wild—„herunter mit dem Hunde“ u. s. w.—Mit stoischer Ruhe ließ Zwan—zuk dies alles über sich ergehen. Wie wäre er Sjalich dankbar gewesen, wenn er ihn aus Erbarmen totgeschossen hätte. Zwar konnte er an der Kette frei umhergehen und sich hinlegen, die eisige Schlange um den Hals ließ ihm aber bei Tag und namentlich des Nachts keine Ruhe. Wie bereits erwähnt, hatte er jetzt kein Feuer mehr, an dem er sich wärmen konnte. Vier ewiglange Wochen hinter einander zog der arme Bursche die Kette mit den Händen, bald vorne, bald hinten vom Halse ab, und dennoch kam er vor Frost nie aus dem Klappern. Zog er die Kette nach vorne, so fror es ihn hinten und umgekehrt. Am Tage gönnte man ihm keine Ruhe; so schlief das gequälte Wesen während dieser Zeit nur, wenn es total erschöpft war.

Am 28-ten Tage—es muß Anfang August gewesen sein—wurde Zwan—zuk von einem freundlichen Tscherkessen von etwa 35 Jahren russisch begrüßt. „O die kahlköpfigen Nichtsnutze!“ fuhr der Fremde fort—„11 Jahre bin ich in russischer Gefangenschaft gewesen, bin wie ein Mensch behandelt worden, habe sogar russischen Unterricht genossen, und dich behandelt man hier schlimmer, als einen Hund!“ „Versprichst du mir zwei Jahre treu zu dienen, so will ich dich abkaufen und dann dorthin bringen, von wo du gekommen bist.“ Unter Tränen rief Zwan—zuk aus: „zwanzig Gelübde will ich dir leisten und halten, wenn du nur die verfluchte Kette lösest!“ Die einzige Bedingung, die Zwan—zuk stellte, war, daß der Tscherkesse an seinem orthodoxen Glauben nicht rühre; „ich liebe euren Glauben und verspreche dir an ihm nicht zu rühren“ antwortete der Fremde und ging aus der Sjachlja, um gleich darauf mit einem kleinen Stück Erde in der Hand wieder zu erscheinen. Nachdem der Tscherkesse den Knaben nach seinem Namen gefragt hatte, brach er das Stückchen Erde entzwei und schwor: „wenn Zwan—zuk mir, Achmed Chadschemukow zwei Jahre treu dient und ich ihn dann nicht nach Rußland bringe so soll mich diese Erde auf der Stelle töten—bismilabili i rachmani!“ Bei diesen Worten verschluckte er das Stückchen Erde, das er in der rechten Hand hielt; die andere Hälfte gab er dem Knaben und sagte: „jetzt schwöre du—wenn ich, Zwan—zuk von Achmed vor Ablauf von zwei Jahren fortlaufe, so soll mich diese Erde auf der Stelle töten.“ Zwan—zuk wiederholte feierlich diese Worte, bekreuzigte sich und verschluckte die Erde. Achmed ging darauf zu Merschau, kaufte ihm den kleinen Sklaven für 200 Rubel ab und die Kette wurde sofort losgenietet. Das Datum ist Zwan—zuk nicht bekannt, wohl weiß er aber, daß es der 28-ste, wohlgezählte Tag seiner Kettenhaft war—der denkwürdigste Tag in seinem ganzen Leben.

Dieser Tag ist auch Trina in der Erinnerung geblieben. Kaum war die Kette gelöst, da kam sie zu Merschau auf den Hof gelaufen, fiel Zwan—zuk um den Hals und bat ihn schluchzend um Verzeihung. Sie hatte nämlich—wie vorher erwähnt—an der Flucht nicht teilgenommen, obgleich es ihre Absicht gewesen war. Als Sjalich damals beim Erwachen sowohl Zwan—zuk, wie auch seine Flinte vermißte, schlug er sofort Lärm. Da war es Trina, die ihm mitteilte, wo die Flüchtlinge den Tag über rasten wollten. Als darauf die ganze Nachbarschaft zusammen-



gelaufen war und sich an die Verfolgung machte — verzog sich Irinas Gesicht unter furchtbaren Schmerzen. Erlöst wurde sie von ihren Qualen in demselben Augenblick, als Iwan—zuk von seiner Gast befreit wurde; ihr Gesicht ist aber schief geblieben. Das möge sich der geneigte Leser erklären, so gut er's kann, ohne sich jedoch mit bloßem Zweifel am Tatbestande zu begnügen. Irina muß wohl die richtigen Schlüssel zu diesem Rätsel gefunden haben; sie hat ihren iberlichen Lebenswandel aufgegeben und ist nach Labinskaja zurückgekehrt. Wassilij Danilowitsch Zurukow—der Iwan—zuk von damals—hat sie als 60-jähriger Mann besucht und bestätigt, sie sei durch diesen Vorfall gläubig geworden; ihr Gottvertrauen, ihre Menschenfreundlichkeit und sichtlicher innerer Friede haben auf ihn den wohlthendsten Eindruck gemacht.

Nachdem der Kauf abgeschlossen war, machte sich Achmed mit Iwan—zuk auf den Weg. Er wohnte an demselben Flüsschen Psekale, drei Kilometer oberhalb Merschans Hütte. Außer ihm lebten dort noch seine Mutter und sein verheirateter Bruder—jeder in einem besonderen Häuschen. Iwan—zuk wurde es zur Pflicht gemacht für alle drei Esachli beständig Brennholz zu beschaffen und sie mit Wasser zu versorgen; ferner hatte er vier Wasserbüffelkühe mit Eichenlaub zu füttern und ihre Kälber während des Melkens zu halten.

Die milchreichen Büffel wurden fast das ganze Jahr hindurch gemolken. Im Sommer verarbeitete man einen Teil der äußerst fetten Milch zu Käse, wobei die Rückstände in großen Kübeln für den Winter aufbewahrt wurden. Im Sommer bekam jeder Hausgenosse täglich ein Stückchen Käse und einen Tschinach voll (ein ausgehöhltes Holzgefäß von ungefähr  $\frac{3}{4}$  Liter Inhalt) Arian (auf besondere Art gesäuerte Milch). Dagegen machte im Winter je ein Tschinach mit Käse nebst einem Holzlöffel voll gestampfter, getrockneter Holzbirnen, tagtäglich, so ziemlich die ausschließliche Nahrung aus; Herr und Knecht hatten dieselbe Kost. (Fortsetzung folgt.)

### Über die Kaiserin Elisabeth von Österreich \*).

Von Carmen Sylva.

Mit ihren wunderbaren Märchenaugen, die aussahen wie Edelsteine, wie das Meer, sah sie mir so gerade ins Gesicht, daß ich nicht im stande gewesen wäre, der Wahrheit auch nur das leiseste Mäntelchen der Konvention umzuhängen. Sie dachte so kühn und so frei und sagte, was sie dachte, in so reizender Form, daß man oft nicht gleich den Humor und den Schalk entdeckte, weil es so trocken herausgekommen war.

Sie besuchte gern Irrenhäuser, ich glaube, in der Hoffnung, dort ungeschminkte Natur zu finden. Sie dachte, wenigstens dort sei keine Heuchelei! Es war sehr natürlich, daß sie unter allen Dichtern Heine am liebsten haben mußte, weil er eben auch so verzweifelt ist über alle Unwahrheit der Welt und gar nicht genug Worte findet, um das Hohle darin zu geißeln! Sie konnte es unserer Stellung nicht verzeihen, daß wir so viel mit Schein und Unwahrheit zu tun haben und so schwer auf

\*) Unter dem Decknamen „Carmen Sylva“ schreibt die als deutsche Schriftstellerin bekannte Königin von Rumänien. Ihre Gedanken und Mitteilungen über die verstorbene Kaiserin Elisabeth von Österreich, von welchen wir oben einen Auszug geben, wurden in der Weihnachtsnummer der „Neuen Freien Presse“ veröffentlicht.

den Kern durchdringen können. Sie konnte es nicht überwinden, daß die Menschen uns olympisch sehen wollen und es nicht geben haben, daß wir weinen und seufzen wie sie. Sie haben uns hoch gestellt, damit wir immer lächeln sollen und ihnen das Gefühl der Sicherheit geben, daß man auf Erden heiter sein kann. Aber eben darin liegt schon eine unerbittliche, grausame Lüge. Wir leiden und weinen gerade so wie Schylok, und da hilft kein menschliches Piedestal!

Gott findet unsere Herzen und trifft sie ebenso schwer wie die der anderen armen Menschen, und sie winden sich in Qual und sollen dann immer noch heitere Ruhe zur Schau tragen. Dagegen lehnte sie sich auf mit aller Kraft. Es war eine so ungeheure Kraft in ihr. Es war, als müßte sie austoben, was zu viel da war, mit Reiten und Gehen und Reisen und Schreiben, alles so viel als irgend möglich, nur um dem Druck der Verhältnisse zu entrinnen, daß sie Flügel hätte, und das haben ihr viele verargt. Man wollte sie lieber im Joch sehen als frei und unabhängig; man wollte das herrliche Geschöpf schmachten lassen unter dem Druck unerträglicher Langeweile.

Denn alle diese Parade ist doch wirklich tödlich, wenn man nicht mit Riesengewalt Geist hineinströmt. Aber wenn man stundenlang auf demselben Plage lächelt, dann bleibt wenig Geist mehr im Gehirn, man ist müde und kann nicht mehr, gerade so wie die anderen Menschen, die auch nicht geistreicher werden, wenn sie vier bis fünf Stunden auf demselben Plage gestanden haben. Sie fand das einen unerträglichen, unnötigen Zeitverlust, sie wollte alle diese Schranken durchbrechen, denen sie keine Notwendigkeit und keinen Wert ab sah. Sie wollte an die Seelen kommen. Darum war sie so gerne in Ungarn, weil sie dort lange nicht so behindert war durch veraltetes Formenwesen, sondern die Kinder kamen ihr entgegen mit ausgestreckten Händchen: „Guten Tag, Frau Königin!“

Sie gab uns Frauen auf den Thronen der Welt das herrliche Gefühl, daß wir die Gefahr teilen dürfen und nicht ausgeschlossen sind, sondern ebenso beherzt sein dürfen als unsere Männer. Es war sehr schön. Das haben die Menschen gar nicht verstehen wollen. Ich aber, ich wußte, wie dankbar sie für ein solches Ende gewesen ist und wie sie deshalb den armen Teufel hat ent schlüpfen lassen wollen, statt ihn ewiger Kerkerhaft zu überantworten. Sie war viel zu klar und viel zu sehr bewandert in Naturkunde und Medizin, um nicht zu wissen, daß sie tödlich getroffen war. Aber für sie war kein Schrecken dabei, für sie schlug die Erlösungstunde mit Feierklang.

Es ist nicht allen Menschen angenehm, im Kreise zahlreicher Leidtragenden den Geist aufzugeben und von allen möglichen Zeremonien noch im Sterben umgeben zu sein. Manche sterben gern noch schön für die Welt, das hätte ihr gar nicht ähnlich gesehen. Sie wollte gar nichts sein für die Welt, auch im Sterben nicht. Sie wollte einsam sein und auch ebenso unbemerkt die Welt verlassen, durch die sie so oft dahingeschritten war, Ruhe suchend, in ihrem rastlosen Drängen nach Höherem und Vollkommenerem.

Sie sagte mir, sie möchte immer fahren, fahren, fahren, und die Welt sei zu eng und zu klein! Was war ihr großes Reich, wenn doch die Erde so eng war ihrem Geistesfluge. Die Stellung erschien ihr nicht hoch, sondern unsäglich menschlich klein. Die Märchenaugen sahen tief in das Innere der Dinge hinein; man hatte das Gefühl, daß sie mit Bergmännchen und





Elfen im innigen Verkehr stehen müßte. Und dabei das klare, scharfe Urtheil über alles! Sie war ihrem Gatten die vertraueste Freundin, auch wenn sie nicht bei ihm war, im regen, unablässigen Briefwechsel teilte sie ihm ihre Anschauungen mit. Und das wußte wiederum niemand. Manche, die sie kritisierten und meinten, sie veräufere manches, wußten nicht, daß sie ihrem Gatten mehr war als viele, die immer dastehen und ausssehen, als wären sie eine Hilfe. Sie verlangte in nichts, gar nichts nach der Anerkennung der Welt, die sie ganz und gar verachtete. Ihre Treue weckte Treue!

Alle, die ihr nahe standen, fühlten den warmen Strahl ihrer Liebe und Güte. Oft, wenn ich in Sinaja das Zimmer betrete, das sie bewohnte, freut es mich, daß sie dagewesen! An unserm Eßtisch denke ich jeden Tag: Hier hat sie gegessen und mir leise alle die originellen Dinge gesagt, von denen niemand um uns her eine Ahnung hatte. Ich sagte auch alles genau so, wie ich es dachte, ohne Umschweife. Wozu Umschweife bei diesen Augen und diesen kurzen, klaren, einfachen Sätzen, die schlagend antworteten.

Da wollten die Menschen ein Feenkind einpanzern, in die Dual der Etikette und der steifen, toten Formen, aber Feenkind läßt sich nicht einsperren, bändigen und knechten, Feenkind hat heimliche Flügel, die es immer ausbreitet und davonfliegt, wenn es die Welt unerträglich findet! Die wunderbare, verhaltene Glut in diesem Blick!

Die Menschen haben durch das Formentwesen, das sie gewohnt sind, sich um das Ausleuchten dieser Augen gebracht, die sie hätten sehen können, wenn sie ihrer Kaiserin hätten ganz einfach nahen können, ohne all den Prunk, ohne all diese Barrikaden um sie her. Wie sprach sie liebevoll zu denen, die unglücklich waren oder deren Werk sie bewunderte. Ihre strahlende Schönheit hat manche so hingerissen und berauscht, daß sie vergaßen, nach der noch viel schöneren Seele zu suchen und sich an diese zu wenden.

Sie war eine Natur, die kein Leid überwinden konnte. Es blieb tief und ewig, wie in einem Brunnen. Das kleine Töchterchen, bei dessen Tode sie gesehlt, wie blieb der Schmerz so heiß und ungetröstet, und wie schossen ihre Tränen in die Augen und Blut in die Wangen, wenn sie nur von fern daran rührte.

„Es gibt Dinge“, sagte sie, als sie mich in tiefer Trauer wieder sah, „über die man am besten schweigt!“ Und dabei standen ihre wundervollen Augen voll Tränen! Diese Teilnahme hat mir mehr gesagt als viele und lange Worte.

Man ist geneigt, einen Menschen der Pflichtvergessenheit anzuklagen, sobald er nicht im Rade, in der Treitmühle, in der alten Wasserpumpe laufen will, welche die Sitte für diese Klasse oder für jene Kategorie von Menschen erdacht. Nun hat einer einmal den Mut, anders zu sein, zu denken und zu handeln, da wird er beinahe gesteinigt von denen, die anders nicht gehen können als in der Treitmühle. Ich sage immer: „Die Mode ist für Frauen, die keinen Geschmack haben, die Etikette für Menschen, denen es an Erziehung fehlt, die Kirche für Menschen, denen es an Religion gebricht, die Treitmühle für diejenigen, die keine Phantasie oder Spannkraft haben!“

Es war alles groß an dieser Frau, ihr Gang, ihr Haar, ihre Gedanken, ihr Blick, der Klang der tiefen, weichen Stimme, die so verhalten war, als wären Wellen von Leidenschaft

dahinter. Ich habe nie lesen mögen, was andere über sie geschrieben haben. Ich wollte meinen eigenen Eindruck von ihr ungestört behalten und meinen Schwarm nicht geschmälert haben durch anderer Leute Auffassungen.

Als sie tot war, da sagte man: „Und diese Frau hat doch nichts anderes als lauter Gutes getan, wohin sie den Fuß setzte!“ Das war ihr Nachruf, das war, womit man sie beweinte. Und nun wachsen Monumente ihr nach aus der Erde, und da steht sie noch in ihrer einfachen Ruhe und Größe, prunklos, aber hehr!

### Gedankensplitter.

Von Oskar Blumenthal.

Treue im Haß ist ebenso selten, wie Treue in der Liebe. Denn die Zeit unterspült mit der gleichen Kraft unsre Abneigungen, wie unsre Neigungen.

\* \* \*

Ich kenne nichts Liebenswürdigeres auf der Welt als die Dummheiten der Gescheiten und die Fehlschritte der Züchtigen.

\* \* \*

Als den Gipfel der Aufrichtigkeit betrachten es die meisten Menschen, wenn sie uns ehrlich und ohne Rückhalt alle Fehler — ihrer Freunde beichten.

\* \* \*

Es gibt unbarmherzige Wohltäter, die von der Dankbarkeit Wucherzinsen beanspruchen.

\* \* \*

Mögen uns auch die Strengen vielleicht mit Recht warnen, die Arbeitscheu durch Almosen zu unterstützen, so habe ich doch ein Mißtrauen gegen jede Sittenstrenge, die mit Ersparnissen verbunden ist.

\* \* \*

Es ist bezeichnend für die menschliche Eitelkeit, daß Jedermann die Versicherung: „Sie haben sich aber gar nicht verändert!“ stets für ein Kompliment hält.

\* \* \*

Es gibt begüterte Geizhälse, die ihr Banknoten-Portefeuille grundsätzlich in der rechten Brusttasche tragen, nur damit kein Schlag des Herzens heranpocht.

\* \* \*

Durch alle politischen Freiheiten, die wir besitzen, kann ein Strebender nicht so gefördert werden, wie durch die Bereitwilligkeit, darauf zu verzichten.

\* \* \*

Das Mitleid mit den Verbrechern beginnt allmählig zu einer Grausamkeit gegen ihre Opfer zu werden.

\* \* \*

Es ist merkwürdig, wie oft die Wißbegierde sich für befriedigt erachtet, wenn man ihr eine Unerklärlichkeit durch eine andere ersetzt.

\* \* \*

Das sind die widerlichsten Bosheiten, die mit einer Deckfarc von Wohlwollen übertüncht sind.

\* \* \*

Mancher ist nur deshalb in seiner Laufbahn zurückgeblieben, weil er den rechten Augenblick versäumt hat, um arrogant zu werden.

\* \* \*



Auch unter der Unbedeutendheit unserer Feinde kann unsere Eitelkeit bluten.

\* \* \*

Der Tod ist das letzte Mittel der Vergessenen, um noch einmal genannt zu werden.

\* \* \*

Man muß seinen Mitmenschen den Gefallen tun, ab und zu ein kleines Ungemach zu erleben — sonst verscherzt man gänzlich ihr Wohlwollen.

\* \* \*

Es giebt scheinbare Worte, die man nur mit dem Senfblei der Logik zu messen braucht, um ihre Seichtigkeit festzustellen.

\* \* \*

Wer kennt nicht die feinste Abart der Schmeichelei, die von der Grobheit ihre Biedermannstöne entlehnt?

\* \* \*

Manche Menschenfreunde nennen es Duldsamkeit, wenn sie mit uner schöplicher Güte auch die schwersten Sünden — sich selbst verzeihen.

\* \* \*

Nur wenige Menschen sind im Stande, ohne ärztliche Hilfe ihre Gesundheit zu demolieren.

\* \* \*

Die alte und die neue Schule in der Medizin unterscheiden sich dadurch, daß die Aerzte von ehemals einen guten Wein den Kranken verordnet haben, während die Aerzte von heute ihn den Gesunden verbieten.

### Sehr geehrter Herr Redakteur!

Vor i mei Brief anfangen tue, erlaubet Se mir mei Pfeifle azrauchen. Fb, fb, fb, pffh! Verzeihung, Herr Redakteur, fb, fb, fb, pffh! — Mei Anna Weible ischt schuldech, daß i au no komm. I sag's jo scho lang, daß se vernarret sei in d Kaukasch Poscht, und des b'onders, seit Sie so viel von de Weiber schreibt. So hot se vor Kurzem zu mir gsait: „Gottlieb“, hot se gsait, „dr Kaukasische Poschtkarra steckt innera arga Pflüge drin, i moi, du sottscht am Fürspa bringa! fb, fb, fb, pffh! — „Laf en no amol stecka“, han i gsait, „des kommt bei unsere Kaukasische Schosseea oft vor. Do bringt mer et glei Fürspa“. Hot des aber mei Weible beloidecht, so, daß se mer nemme in d Stub reiganga ischt. I glaub gar, se hot gheult draußa, ob aus Mitleid mit Uiaran Poschtkarra oder aus Ärger über mi, des weiß i grad net, beides ischt möglich. Aber daß se gheult hot, des han i an ihre rote Muga gseha, mo se endlech plöglech wieder reikomma ischt. „Du“, hot se mer zuagrufa, „brauchst de nemme richta, jek hent sen Fürspa bracht! Sgeit doch no Leut mit ara Nächstaliabe!“ „Ha, s' Richta hani grad no et im Sinn ghet, Amreile,“ hani gsait, „aber wissa mücht i doch, wear so diensfertich ischt?“ „A Herr ischts“ hot se gsait, „und aerscht no a fürnehmer, und uffama stolza Ros ischt er drhear gritta koma. Des hot andere Höp's gmacht, als deine Gäul, a ächts Runschtroß isch, Pegasus hoifst!“ No hani glacht un han gsait: „Annemreile“, hani gsait, „de wirsch seha, dear Pegasus ziagt dea Karra et raus!“ Daß mei Weible wieder vor Zorn naus ischt, des brauch i Zhne net erscht saga. Fb, fb, fb, pff! Fb, fb, fb, pf — — — Verzeihung, Herr Redakteur, i will nu gschwend mei Pfeifle stoppa! — — Fb, fb, fb, p-p-p! No foi

Angicht, Ihre Karra bringa mer scho wieder raus! — Fb, fb, fb, pffh! — So! — fb, fb, fb, pffh! — — „Aha, imma Weible kommt mei Weible wieder rei gschprunga und schreit: „Ach Gott Gottlieb, des Ros ischt mit sein Herr durchganga! Er hot sein Pegasus immer im Kanzhoor kratzt, uff oimol isch er der-vo mit am, grad uff da Friedhof!“ — „Nu, no hots da richtech Weg eig'schlag“, han i gsait, „dort ghaeret so Schindmerra na“. Fb, fb, fb, pffh! Natürlich hot do mei Weible wieder uff frisch afanga weine. Und jek wisset Sie au, Herr Redakteur, worum i uff mein Gaul gessa ben. I will Zhne Fürspa bringa, daß mei Weible wieder zrieda wird. Denn solang dr Kaukasische Postkarra in deaner Pfluga steckt, läßt mer mi Annamreile foi Rua, i weiß, Herr Redakteur. So, jek spannet Se amol mein Gaul na! Se brauchet foi Angicht hau, ar schlait et raus, aber stecka läßt ar Sie au net! — Hu, Kleiner! Fb! fb! — So! — Fb, fb, fb! Und wenn Sie amol wieder stecka bleibet — i versichere Sie, des kommt auf unsere Schosseea no öfters vor, no schreibet Sie mir no grad a Zettle, und mei Gaul do ziagt Ihrn Karra aus jeder Pflüge raus. Adressiera — fb, fb, fb, pffh! Sie no grad an

Gottlieb.

### Maine liabe, liabe Landsleit allezäme!

I gratulier uich alle zum nua Johr und wensch uich alles Guate. S' ischt a Mol a Brauch, daß mr sich, wenn's nui Johr afangt, gegesitig gratuliert, des hoift, daß dr andr s' nui Johr erleabt hot und des hoift, mr selber froh ischt, daß mr no leabt und em andra gratuliera fa; und mr wensch't m andra alles Guate und viel Glick, denn s' koschtet nix; denn wenn's eppas koshta tät, no wär dui Mod et en d'Welt komma. I hau aber en deara Gesicht meine eigene Ansicht, und hau's allaweil gsait und sag's hait no — „Bärbele“, sag i allaweil, „mr muaf sorga, daß's de andere guat goht, no goht's mir au gut! — „Ha“, fait sui no, „des ischt g'hopft wie g'sprunga: zair'sch-ta denkscht eaba doch an di. Bleib du liaber em Dorf und sorg fir di und dei Haus; wenss jeder so macht, no goht's alle guat“. — „Noi, Bärbele“, sag i no, „des verstohscht Du et. Wenn jeder no fir sich sorgt und wenn's no a Mol schlecht goht, no ischt mr g'lieft und dodrvon kommt dr Jammer en d'Welt. I be fir's allgemei Wohl!“

Des ischt mai Maineng und desweaga wensch i alle Menscha: de Russa, de Grusener, de Armenen und alle Welker, (de Tatara fa i nix wensch, denn dia fanget s' Johr zura andara Zeit a) b'onderscht aber alle meine deitsche Landsleit en Kaukasien a reacht's glicklich und frehlich nui Johr. D'Schwoba send mr aber am nächshta, weil i selber a Schwob ben, dia send mr alle ans Herz g'wachsa und weil s' Herz drvon a b'fle schwer woara ischt, no mecht i mir's a bisle erleichtara: fir d'Schwoba hau-n-i b'ondre Wensch.

De Alexanderderfer wensch i a fetts Johr und d'fette Johr sollet gar et ushaira, daß au ihre Riach fett bleibet und dia viel Milch geabet; daß se aber au ihre Mios, aus deane se ihr Milch en dr Stadt verkaufet, graißer machet, denn dort klaget d'Leit, daß dia et mit dr Zeit fortschreitend wud et fir's allgemei Wohl bestemmt send.

De Mariaselder gratulier i zu ihrem nua Schualhaus — sollet se reacht viel dren lerna. Se sollet aber da Schualplatz besser vom Pfarrerplatz trenna, daß d' Gedala und d'Heahla



wisset, mo se z' Haus send. Wenn a Mol a Gekale beim Nachbar ne'n Bsuach macht und s' Gekale von ara guata Raß ischt, no ischt dr Schada et grauß—des ischt em Gegateil fürs allgemei Wohl. D' Heahla aber sollet drhoim bleiba und d' Dier en d'oigene Reischter lega, daß Frieda em Land bleibet. D' Mariafelder aber sollet um alles en dr Welt bei ihrem Glaubu bleiba und nix von dr grufinische Lehr von dr Wiedertauf annemma, wenn se mit Wei über d' Jora en d' Stadt fahret; denn des ka ible Folga fürs allgemei Wohl hau, denn no heißt alle Deitsche seie Wiedertäufer, bsonderischt selle, dia über ne'n Fluß z' fahret hent.

De Elisabethtälter gratulier i zu ihrem Konsumverei, dean se hent; und zu ihrer Wasserleiteng, dui se no et hent. Ihre Grombiera selltet em nuia Johr so grauß weara, wie de Helenaderfer ihre Weisesser. Wenn se no no et gnuag hent, no ka i ehne nemme helssa.

De Alexanderhilfer wensch i, daß ihr Verlanga noch' ma Konsum em nuia Johr en Erfülleng goht, daß se ihre Kiah vom Morga bis zum Obet melka kennet und ihre Käslaibla so grauß weant wie a Mählrad. Außerdem wensch i ehne en Pfarrer ens Dorf, daß dia duchan'sche Trauunga et en d' Mod kommet.

De Kathrenafelder gratulier i zu ihrem nuia Konsumverei, mit deam se schau a' g'fanga hent, aber so helenga, daß mr et a Mol eppas en dr „Kaukasische Post“ davon gleasa hot. Des hent se de Elisabethtälter zom Boffa tau, weil se d' airische sei welle. No, des schadet nix, wenn no s' Geschäft guat goht und d' Kathrenafelder d' Herrra em Land bleibet; wenn se's et bleibet, no kommt nix Guats raus und no gohts ehne vielleicht wie de Annafelder, daß d' Tatarra ehne helssa miaket. Weil d' Kathrenafelder allaweil jaget, ihr Wei sei dr bescht, no ka i ehne en deara Gesicht au nix wenscha, suscht kenntet se sich belaidiga.

De Tifliser gratulier i zu ihrer nuia geplanta Schual und dr Finanzkommission zu ihrer Aufgab, s' Geld drzua z' schaffa. I wensch de Tifliser aber Dinigkait em nuia Johr en ihrer Schualaglegahait. S' ischt a Mol a G'feg bei de Menscha: wenn nix g'scheha soll, no send se einig; soll aber eppas g'scheha, no send se et einig, bsonderischt aber unsere deitsche Zeit. En dr Gmoindaverfammleng solltet se aber, wenn d' Mainenga au verschieda send, da Pegasus et ausschlaga lau, denn des zaigt, daß koi Dressur drenna ischt.

De Esadachloer gratulier i zu ihrer nuia aglegta Luftkolonie Traubaberg. Se hent's jetzt wahrscheinlich begriffa, daß mr en ara Zeit, mo d' Gmiatlichkait em Land usg'hairt hot, mit ama Kausch koi Kolonie grenda ka, mo do Zeit drzua g'hairt, dia koin Wei und koin Schnaps trenket. Aber no da Muat et verliera: gohts et jetzt, no goht's a bisle später, wenn et bei Esadachlo, no mo anderscht.

De Aktafaer wensch i, se sollet no so weiter macha, wie se's bis jetzt gmacht heit, no wird's ehne au em nuia Johr wohlgerhehn und se weant no lang au no fir Fremde schaffa kenma, und des ischt guat, denn s' ischt fir's allgemei Wohl. D' Trauba sollet bei ehne, weil se suscht et viel hent, so grauß weara, wie selle aus'm gelobta Land, mo vi Traub zwei Menscha traga hent.

De Helenaderfer, o du liaber Gemmel, was soll i deane wenscha, i weiß gar et: dia hent weiter als naitig. Des

sieht mr schau an ihrer hella elektrischa Beleuchtung, dui se sich griecht hent. Dr Reid lot's fascht et zua, daß i ehne zua eppas gratulier. Aber meine sechs Buaba, Sapperment noch a Mol, wenn dia a Mol grauß send, mit deane ka i de Helenaderfer gratuliera: Dia schlaget alle en mai G'schlecht; deane ziag i enge Hösla und a Kefle anstatt ama Mehalsak a und a Giatle uf da Kopf, vorna hauch ruf und henta tias na, daß d' Helenaderferna denket, s' seie ausländische Prenza und heiratet ein'n noch'm andra. Meine sechs Mädla aber fuatr i, wenn se a Mol grauß send, a halbs Johr lang so viel Grombiera, daß se d' Bäckla rausstrecktet wie d' Engala, ziag ehne a braita Gurt a und a nuimodischs Giatle, des henta so hauch rufguckt und vorna so tias na, daß se aussehät wie d' Bschaidahait selbscht und schick's nohanander noch Helenadorf. Und d' Helenaderfer Buaba, dia d' graischt Käpla em Keller hent, miaket's heirata, als ob's Prinzessa wäret. No will i a Mol jeha, ob no et fir's allgemei Wohl g'sorgt ischt und ob em Hannes sei Familie no eppas z' beneidet hot.

De Annafelder gratulier i zu ihrer nuia Kasern für d' Kosaka. S' soll doch so nemme dui Zeit komma, mo se d' Kosaka raus- und d' Tatarra reilau miaket. Wenn d' Annafelder des so weit brocht hent und se fürs allgemei Wohl soweit g'sorgt hent, no ka i ehne au mit a paar von meine Buaba und Mädle gratuliera.

De Georgsfelder wensch i fürs nuia Johr und fir d' ganz Zukunft, daß se mei Lehr anemma sollet: wenn mr eppas liega sieht, was mr braucha ka, no nemmt m's und wartet et bis a anderer kommt und nemmt's und fait no: so jetzt tallet mr. Bis des d' Georgsfelder et begriffa hent, schick i neamer von meine Buaba und Mädle na, denn dia send grad so wie i fürs allgemei Wohl.

Dr „Kaukasische Post“ wensch i ganz b'onders Glück em nuia Johr. Se soll gedeitha und wachsa, denn se schafft fürs allgemei Wohl. I wensch ihr, daß se ihr Geldkischtle, des se am Schluß vom alta Johr zom lista em Hof ausg'schstellt hent, em nuia Johr voll wurd und voll bleibet. Hannes.

#### Gründung eines illustrierten deutschen Wochenblattes.

Seit dem 14. Dezember erscheint im Verlage von Friß Schledt in Dorpat ein illustriertes Wochenblatt „Deutsches Echo in Rußland“ welches sich die Pflege deutscher Literatur, Wissenschaft und Kunst, sowie die Wahrung und Erhaltung unserer deutschen Kultur zur Aufgabe macht.

Die Redaktion dieser groß angelegten Zeitschrift hat der in der deutschen Literatur bekannte deutsche Schriftsteller Arthur Luther übernommen. Um ihn scharen sich andere bekannte deutsche Schriftsteller und Gelehrte, die teils in Rußland, teils in Deutschland und Österreich leben. Der Inhalt des ersten Heftes ist sehr reichhaltig und es wäre zu wünschen, daß diese gediegene Zeitschrift auch im Kaukasus von allen denen gelesen würde, die ernstlich bestrebt sind, ihre deutsche Kultur zu wahren und zu fördern.

Wir werden auf das „Deutsche Echo in Rußland“ noch oft zurück kommen und wünschen ihm einstweilen den besten Erfolg. Das Blatt kostet vierteljährlich 1 Rbl. 50 Kop., jährlich 6 Rubel.



## Aus der Ferne.

Am Hofe des Schahs. Über Muzaffer-ed-Din, den Schah von Persien, der nach einer Meldung aus Teheran, im Sterben liegt, schreibt der „Gaulois“ folgendes: „Wie sein Vorgänger Nassr-ed-Din hat Muzaffer-ed-Din einigemal Europa besucht. Das Publikum hat den asiatischen Monarchen, der stets den „Sardari“ genannten Falten-Oberrock trug, aus nächster Nähe gesehen. Auf seinen Reisen machte seine Persönlichkeit keinen anderen Eindruck als die irgend eines europäischen Herrschers. Wenig bekannt ist dagegen das Leben, das er in seinem Palaste zu Teheran führt. Die Westeuropäer sind geneigt, sich orientalische Herrscher als prunkfüchtige, grausame und von ihren Untertanen gefürchtete Tyrannen vorzustellen. Man weiß aber, daß Muzaffer-ed-Din kein Blut sehen kann, daß er in Persien moderne Erfindungen eingeführt hat, und daß er nicht, wie seine Ahnen, mit Gold gefüllte Koffer zur Verfügung hat. Wenn man 50 Franks anlegt, kann man als Fremder das Innere des Schah-Palastes besichtigen! er liegt in dem Stadtteil „Akt“ (Festungsbereich) und umfaßt mehrere Umwallungen, Höfe, Pavillons, Gärten. Das Gemisch von Pracht und Elend, das den ganzen Orient charakterisiert, findet man auch in den Zimmern dieses Palastes, in welchen das Mobiliar halb europäisch und halb orientalisches ist. Im großen Thronsaale sieht man hinter Glas die von europäischen Höfen den persischen Herrschern gemachten Geschenke. Da gibt es russische Porzellansachen von unschätzbarem Werte, wunderbare Teppiche und daneben allerlei Bindelware und Toilettengegenstände, z. B. eine ganz ordinäre Zahnbürste! Im Hintergrunde des Salons steht der Pfauenthron („takht taiis“), so genannt, weil sich auf jeder Seite der Rückenlehne ein Pfau aus Marmor befindet. Dieser in Herat eroberte Thron ist aus Email und mit zahlreichen Edelsteinen geschmückt. Eine Rosette aus Diamanten nimmt die Mitte der Rückenlehne ein: daran lehnt sich ein Kissen, das wie eine Wurst aussieht und ganz mit feinen Perlen besetzt ist. Neben dem Thronsaale liegt die große Gallerie, das Museum des Schahs. Hier hat Muzaffer-ed-Din die von seinen Reisen mitgebrachten Gegenstände aufgestapelt. Die Sammlung ist höchst amüsant: man findet da vornehmlich kleine Gießkannen, Eimerchen, Besen, Federwische, bun'te Briefbogen usw. In einem andern Saale des Palastes bewundert man eine Erdkugel, auf welcher jedes Land durch kostbare Steine dargestellt ist. Ein riesiger Diamant bezeichnet Teheran. An den Wänden des Zimmers hängen Photographien von europäischen Sängerinnen und Schauspielerinnen. Im Thronsaale empfängt der Schah die neu akkreditierten Gesandten. Der Empfang ist immer sehr feierlich. Der Gesandte wird von zwei Zeremonienmeistern, die von Reitern und von Läufern des Schahs begleitet werden, aus seiner Wohnung abgeholt und zum Schah geführt. Rechts und links vom Throne stehen sechs königliche Prinzen mit den Attributen des Herrschertums: Krone, Säbel, Schild usw. Die Audienz selbst ist kurz. Der Gesandte verläßt den Palast ebenso feierlich, wie er gekommen ist. In den europäisch ausgestatteten Zimmern hält der Schah oft große Empfänge ab, die „Salams“ genannt werden; bei diesen Empfängen tragen die Würdenträger des Hofes den „Khalai“, eine Art Kaftan mit Hermelinfutter, und auf der Brust den „Tifal“-Orden mit dem Bildnis des Herrschers. Unter der Regierung Nassr-ed-Dins fanden die Salams im Mar-morthronsaale statt. Der Thron ist hier ein breites Marmorbett, das von in Indien eroberten Statuen getragen wird. Der Saal ist auf einer Seite offen wie die Bühne eines Theaters: man sieht einen Hof, in dessen Mitte sich ein Wasserbecken befindet. Nassr-ed-Din gab manchmal europäischen Touristen Audienz; sein Nachfolger aber empfing stets nur Diplomaten und allenfalls noch europäische Ärzte. Ein persischer Herrscher führt in seinem Palaste ein eintöniges Leben. Von acht Uhr bis Mittag empfängt er die Minister und andere Würdenträger. Die Mahlzeiten nimmt er allein ein, da am Tisch des Königs der Könige kein Sterblicher sitzen darf. Die Würdenträger dinieren in einem

Nebenzimmer. Die Persischen Hauptgerichte sind: Reis in Butter gekocht, Ragouts von Hammelfleisch, Spargeln und Tomaten und mit Reis gefüllte Kürbisse. Nachmittags geht der Schah einsam und schweigend in seinen Gärten spazieren. Muzaffer-ed-Din macht auch oft Autofahrten. Sein Wagen geht aber im Schnecken-tempo, da der Schah zweierlei außerordentlich fürchtet: schnellfahrende Wagen und Blitze. Sobald es zu donnern beginnt, flüchtet er in einen Keller, wo er das Rollen des Donners nicht hören kann. Der Schah schwärmt für die Kunst der Photographie und läßt sich oft während des Essens photographieren. Die Bilder behält er alle für sich. In allen Zimmern sind auf seinen Befehl elektrische Lampen aufgestellt worden; sie funktionieren aber nicht, weil keine Elektrizitätsapparate vorhanden sind. Wenn der Schah den Palast verläßt, begleiten ihn immer berittene Würdenträger und Soldaten, die Zinshelme mit roten und grünen Federn tragen. Zahlreiche, nicht immer gut gekleidete Leute schließen sich dem Zuge an und Männer und Frauen aus dem Volke überreichen Bittschriften. Wenn er bei Teheran jagt, läßt sich Muzaffer-ed-Din von Maulkietreibern, Kameltreibern und Soldaten bewachen. Alle diese Leute machen einen großen „shuluk“ (Lärm, Bewegung), etwas, das die Perser aller Stände sehr lieben.

## Pustige Gefe.

Im Zorne, Kaufmann: „Was haben Sie denn gemacht, Meier?!.. Die Schreibmaschine ist ja ganz demoliert!“—Kontorist: „Ach, entschuldigen Sie, Herr Prinzipal!.. Ich habe meiner treulosen Geliebten einen Abschiedsbrief schreiben müssen—und da war ich halt so aufgereggt!“

Ausrede. „Wie kommt es, Herr Baron, daß Sie nie was treffen?“—„Daran ist nur meine Farbenblindheit schuld! Ich ziele ins Schwarze und treffe ins Blaue!“

Beschönigung. „Dein Brätigam soll ja nur mehr wenig Haare besitzen?“—„Bitte, er hat eben einen sehr erweiterten Gesichtskreis!“

## Briefkasten der Redaktion.

Herrn A. in Elisabeththal. Wegen der verspäteten Verabfolgung unserer Zeitung aus dem dortigen Briefkastey raten wir Ihnen energische Schritte zu tun. Es wird wohl ein Leichtes sein den Urheber dieser Verzögerungen zu ermitteln.

Verantwortlicher Redakteur

und Herausgeber: Kurt von Kutzschenbach.

## Erbenaufruf.

Behufs Empfangnahme ihrer Erbschaft nach der in Leob-schütz verstorbenen Witwe Thekla Ronge geborene Bytomski wird gesucht:

Marie Kulawik, Ehefrau des Gärtners Fedor Kulawik, geborene Bytomski aus Lublinitz in Oberschlesien. Die Genannte hat ihren letzten Paß nach Penkowce (vielleicht auch Pankowze, Gemeinde Simno, Kreis Kalwaris, Gouvernement Suwalki) im Jahre 1896 erhalten. Im Falle des Todes der Kulawik werden deren Kinder gesucht,

Wenn sich die gesuchten Personen nicht bis zum 3/16 Februar 1908 gemeldet haben, gehen sie ihrer Erbenrechte verlustig.

Als Abwesenheitspfleger für Marie Kulawik fordere ich diese oder ihre Kinder auf, mir ihre Adresse mitzuteilen oder sich bei den Kaiserlich Deutschen Konsularbehörden in Tiflis, Warschau oder Odessa zu melden.

Ottokar Mosler, Agent,

Lublinitz, Preussisch Schlesien.





# Samen-Depôt

КАВКАЗСКАЯ  
ВЫСТАВКА  
СЕЛЬСКОХОЗЯЙСТВА  
И ПРОМЫШЛЕННОСТИ  
1839г.

## Larché

Ggr. 1872.

Gegr. 1872.

**GEMÜSE, BLUMEN & GRAS-SÄMEREIEN**

KATALOGE GRATIS.

TIFLIS, Michailowsky Prospekt № 6.

10—10

## Die Kaukasische Pharmazeutische Handelsgesellschaft

Tiflis. Hauptniederlage Jewangulowskaja Str.

Einzelverkaufsgeschäfte: 1. Am Eriwanschen Platz,  
2. Michaelstraße.

Zweiggeschäfte in Baku und Batum.

empfiehlt ihr reichhaltiges Lager von  
hauswirtschaftlichen Artikeln, allen mög-  
lichen Apothekerwaren, chemischen Prä-  
paraten und Toiletteartikeln. 10—8



### Shyardower Niederlage

# DONNER & LEITZ

Tiflis, Dworzowaja.

GROSSE AUSWAHL in

**Weisswaren, Herren- & Damenwäsche,**

bunten Kleider-, Hemden- u. Schürzenstoffen.

**Socken, Strümpfen, Leibeln,**

Sommer- & Winterdecken,

**ALLERLEI TISCHDECKEN,**

Möbelstoffen, Portieren, Tüllgardinen,

**Teppichen, Dielenläufern, Linoleum & Bresenten,**

sowie

10—10

**Brautausstattungen in allen Preislagen**

Neu eröffnet das Damenhutmagazin von  
**M-me MARIE** 10—1

Aus Paris zurückgekehrt, halte beständig Damenhüte in  
grosser Auswahl. Auswärtige Bestellungen werden rasch  
per Nachnahme ausgeführt. Halte deutsche Directrice aus  
Berlin.

Golowinski Prospekt, Haus Mirsojew, gegenüber dem Kaiserlichen Theater.

### Die Musik-Instrumenten-Handlung



## A. G. Kopp,



Michael-Prospekt Nr. 112, gegenüber dem Hotel Wetzel,

empfiehlt ihr reichhaltiges Lager von Pianinos, Gui-  
taren, Violinen, Mandolinen, Zitern, Akkordions, Ak-  
kordzitern, Balalajkas, Ziehharmonikas, Mundharmoni-  
kas, Blasakkordions, und von vorzüglich haltbaren rein-  
klingenden Darm- und überspannten Saiten jeder Art zu  
mäßigen Preisen. 15—8

## WARNUNG!

Infolge der in letzter Zeit aufgetauchten Nachahmungen unserer Anon-  
cen und Prospekte, ersuchen wir die H. H. Interessenten auf unsere Firma

**Erste Russische Hausarbeiter-Strickmaschi-  
nen-Gesellschaft,**

Moskau, Садовая-Каретная, д. Лыжина zu achten.

Filialen unserer Firma existieren in St. Petersburg (Коломенская 32) und  
Charlow (Благовъщенская 16).

Der Gesellschaft wurden in den letzten zwei Monaten folgende Preise  
zuerkannt: auf der Ausstellung in Koftow a. D. die goldene Medaille und  
in Brüssel Grand-Prix mit der goldenen Medaille und dem Ehrenkreuz.  
232216 7—4

# W. KESSNER,

## Bau & Möbeltischlerei

mit Maschinenbetrieb,

empfiehlt sich.

Olgastrasse № 70, Eigenes Haus.

(10—10)

### Möbliertes Zimmer

für alt. Herrn zu vermieten. Näher tägl. bis 9 Uhr morg. bei A. Kirch-  
hofer, Welikotnjaschtskaja, 83.



# GESUCHT

wird jung. Mann (Deutscher) als Verkäufer in ein Maschinengeschäft in Tiflis, Offerten mit Lebenslauf und Zeugnissen sowie Angabe d. Sprachkenntnisse u. Gehaltsansprüche postlagernd gegen Vorzeigung d. Einrußscheines Nr 691309. 2-2

## In der Kunst- und Handelsgärtnerei von L. METZLER vorm. J. Mayer

Gärtnerei—Michaelstraße, 73, Blumentaden—Michaelstraße, 55.  
sind zu jeder Jahreszeit

Blumen, und Topfpflanzen, sowie sämtliche Blumenarbeiten: Bouquets, Kränze, Jardinieren, Blumenfärbe, Guirlanden, Pflanzendekorationen, zu haben.

Mässige Preise, geschmackvolle Ausführung und reele Bedienung. 10-2

# ANONNA Restaurant ersten Ranges

im Hause d. Artistischen Vereins.

## Guter Frühstücks- u. Mittagstisch.

Die Lokalräume werden bis 17° N. auf elektrischem Wege ventilirt, weshalb das Restaurant dem verehrten Publikum auch während der Wintermonate besonders empfohlen wird.

(10-9)

J. T. Bondarenko.

1 Rbl. 50 Kop. und mehr pro Tag Verdienst.

### Mitarbeiter gesucht

zum Stricken auf unserer Schnellstrickmaschine. Entfernung tut nichts zur Sache, und wir verkaufen die Arbeit.

Verlangt gratis Prospekte.

Erste Russische Hausarbeiter-Strickmaschinen-Gesellschaft,  
Moskau, Каретн. Садовая. д. Лыжина. St. Petersburg, Коломенская 32.  
0-4 Charkow. Благовъщенская 16-141. 232215

D. S. Saradschew

Tiflis.

Kaukasischer

COGNAC

naturell, übertrifft viele Sorten französischer Herkunft. 10-10



Sie ersparen **Viel Geld** und genießen

große Freude bei Ankauf eines Musik-Instrumentes bei der Goldenen Harfe in Tiflis, wo Sie unbestritten billig und gut kaufen.

größte Auswahl aller Art Musik-Instrumenten und echt italienischer Seiten

„Золотая Арфа“ Тифлис Гол. № 10. Владелец Е. Шуманъ.

10-4



Commissionär des Domaine - Ministeriums

# M. E. PRIDONOFF.

offerirt zur bevorstehenden Weinrebenkur: höchster Qualität

Kupfervitriol bester englischen Marken, Sublimierte Schwefelblume eigener und anderer Marken, Pulverisatore und Schwefelbälge der bekannten Fabrik Vermorel und alle nötigen Präparate und Instrumente für Wein- und Gartenbau sowie Weinpressen, Filter, Pumpen und sonstige Instrumente für Kellereien.

Adresse: TIFLIS, Sergejewskaja Strasse № 11.

Preisourante werden prompt und franco zugesandt.

12-5